

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE-UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

6. Jahrgang — Heft 9 Preis 10 Pfg.

November 1956

Verlagsort Frankfurt a. M.

„Polizeiaktion“



Der Stadt Frankfurt am Main bleibt der zweifelhafte Ruhm vorbehalten, in ihren Annalen mit dem Beginn des Novembers 1956 auch eine „Polizeiaktion“ — freilich in miniature — verzeichnen zu können. Ohne den schaurig-blutigen Hintergrund in Ungarn und Ägypten hätte es eine Grotteske abgegeben. Doch die explosive politische Situation, in der wir uns zur Zeit befinden, läßt keinen Raum dafür, und am Ende bleibt nur das Erschrecken und die Einsicht, daß auch in unserem Land nicht mehr Ruhe und Vernunft regieren, sondern hektische Nervosität, die in „Polizeiaktionen“ mündet.

Zunächst war man den Vorstellungen des ägyptischen Kommilitonen Mussa gegenüber sehr aufgeschlossen, der als Reaktion auf die britisch-französische Intervention am Suezkanal die Nahost-Studenten zu einem Schweigemarsch aufrufen wollte. Freilich könne er nicht vom Frankfurter Hauptbahnhof aus zur Hauptverkehrszeit um 16 Uhr zum Schau-majnkai, wo der Sitz des ägyptischen Konsulats ist, ziehen; dafür aber am gleichen Freitag, den 2. November, um 14 Uhr von der Universität aus. Daraufhin wurde der Schweigemarsch mit Transparenten und Plakaten vorbereitet. Zweieinhalb Stunden vor Beginn der Demonstration blies die Frankfurter Polizei den Zug jedoch ab, „weil er nicht rechtzeitig vor 48 Stunden angemeldet worden sei“. Auf dieses Argument stützten die Polizisten die ganze Gegenaktion. Sogar zu solchem Spruch ließ man sich hinreißen, „daß die Demonstration an sich nicht verboten sei, sondern nur der Zug, weil man die Meldefrist nicht beachtet hätte“. Dies galt als verbindlich. Aussage stand gegen Aussage. Die Verwornheit erreichte ihren ersten Höhepunkt, als sich um 14 Uhr ein Überfallkommando mit zuckendem Blaulicht, dahinter ein Wasserwerfer und ein Mannschaftswagen in die Mertonstraße schob. Reiterei riegelte die Universität gegen die Außenwelt ab. Im Nu ballten sich die Studenten, ob sie für Ägypten waren oder nicht, zu einem Knäuel zusammen, das die Polizei mit Mühe durchbrach. Ein Lautsprecher tönte, der Schweigemarsch wurde endgültig verboten.

Blitzschnell waren mehrere hundert Kommilitonen zur Stelle, wo vorher ein einsamer Ägypter mit dreißig Getreuen gestanden hatte. Nach dem ersten Schock, der sich in schrillen Pfiffen und Geschrei entlud, wurde die Gelegenheit zu einer Protestkundgebung an Ort und Stelle benutzt. Die

Polizei hielt sich im Hintergrund und ließ die grüne Fahne des Propheten mit dem ägyptischen Halbmond flattern. Im Ganzen verlief die Aktion maßvoll. Nur Fotografen hatten alle Hände voll zu tun, und für den Hessischen Rundfunk wurden orientalische Freiheitslieder gesungen, die bei den Europäern wenig Resonanz fanden, weil niemand den Inhalt verstand und die Form fremd war. Ein Ägypter erntete Zischen, als er in verschobener Perspektive in Hitler weniger den Diktator als den Feind Britanniens sah. Im ganzen schienen die Deutschen zurückhaltend (getreu der „absoluten Neutralität“) und vorsichtig in spontanen Äußerungen. Einhellige Ablehnung fand nur das fadenscheinige Verbot des Protestmarsches, das den Ägyptern in Deutschland untersagte, was sich die Engländer am Londoner Trafalgar Square erlaubten: gegen den Beschluß des englischen Premierministers mit allem Nachdruck zu protestieren!

Mit der Zeit war ein großer Teil der Demonstranten schon wieder verschwunden. Einsam standen die Polizei-Reiter auf Posten, als sich um etwa 16 Uhr unerwartet eine dramatische Wendung ergab. Zuvor war noch ein Besuch des Bürgermeisters versprochen und dann wieder abgesagt worden. Dann kam vom ägyptischen Konsulat die Nachricht, man sei dort willkommen. Ein Ägypter im Burnus erklärte die Demonstration für beendet und lud seine Kollegen und auch deutsche Kommilitonen ein, entweder in den bereitgestellten Autobussen oder einzeln zum ägyptischen Generalkonsulat zu kommen. Die Wagen waren schon — hauptsächlich von den ausländischen Kommilitonen — besetzt, als plötzlich gerufen wurde, die Polizei wolle die Autobusse aus Frankfurt herausfahren, „um eine Demonstration zu unterbinden“. Sofort stand alles wieder auf der Straße, um zum ägyptischen Generalkonsul zu gehen. Dabei bestand für die britischen und französischen konsularischen Vertretungen, die möglicherweise hätten „angegriffen“ werden können, nicht die geringste Gefahr, weil sie mit ihrem Sitz in der Zeppelinallee entgegengesetzt dem ägyptischen Generalkonsulat liegen. Dennoch wurde der Marsch mit der ersten Warnung von der Polizei im schrillen Diskant, unterbrochen. Schon kurz danach sprengte Reiterei heran und trieb die Studenten von den Stufen des Soziologischen Instituts hinweg auf die schmale, grüne Insel zwischen den breiten Fahr-

(Fortsetzung Seite 2)

FAZIT

Weltgeschichtliche Augenblicke lassen sich nicht vorausberechnen. Sie sind so selten wie die Intuitionen des Künstlers, so kostbar wie der gute Gedanken überhaupt. Meistens treffen sie unvorbereitete Menschen und vergehen ungenutzt, so plötzlich wie zuweilen der Tod das Leben auslöscht.

Ebenso wenig läßt sich vorausbestimmen, wen der Weltgeist zu seinem Agenten bestimmt, meistens aber diejenigen, denen die konventionelle Gesellschaft das tätige Mitwirken verbietet oder vorläufig verwehrt. In Zeiten, in denen das Leben sich in geordneten Bahnen vollzieht, sind es die Alten die abgeklärten Weisen, die Siebzig- bis Achtzigjährigen, die Modalitäten und Tempo der Politik bestimmen. Dann ist es plötzlich anders! Eine Protestkundgebung, ein Demonstrationmarsch junger Menschen, friedlicher Idealisten, die die Gewalt verachten, weil sie sich zum reinen Geist der Wissenschaft bekennen, geben den Anstoß und festgefügte, autokratische, scheinbar für die Ewigkeit gefügte Ordnungen beginnen zu zerbrechen. Die emotionsgeladenen Massen stoßen nach, ein Volk, ein Kontinent, eine ganze Welt gerät in Aufruhr, oder doch in Verwirrung. Der Weltgeist, die unteilbare Freiheit des Menschen, verkörpert im idealistischen Willen junger Menschen, greift durch sie in die Geschichte ein. So war es vor wenigen Wochen in Polen, so war es kurz danach in Ungarn und so wird es vielleicht schon morgen in einem anderen unterdrückten Land geschehen. So wird es immer wieder sein, solange Menschen irgendwo auf der Erde die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit verwehrt wird.

Noch vor wenigen Wochen schrieb der „Rheinische Merkur“, eine bekannte Wochenzeitung in Deutschland, die das konservative Element aggressiv vertritt, über die Studenten in der Bundesrepublik, sie seien anders als die Andern. Gemeint war, anders als die anderen Menschen aller Stände in unserem Staat. Diese an sich vieldeutige Feststellung, die aber, wenn man diejenigen kennt, die sie trafen, nur als hämischer Tadel, als Zeichen obstinaten Nichtverstehens der Jugend zu deuten ist, hat nun auf ganz unvorhergesehene Art und Weise einen sehr konkreten Sinn bekommen. Was als Vorwurf billigen Snobismus' gedacht war, hat sich plötzlich als moralische Qualität ersten Ranges erwiesen. Nun ist es nie angebracht, auf gesteigertes Selbstbewusstsein pochen zu wollen, im Gegenteil, es ist nötig, in Trauer über soviel vergossenes unschuldiges Blut zu verweilen, sich selbst und andere zur Einkehr und zur Selbstbesinnung zu mahnen. Nichts jedoch kann die Tatsache verwischen, daß junge Menschen die Welt in Bewegung gebracht haben, deren Folgen, trotz aller angebrachten Skepsis, gar nicht abzusehen sind. In den Straßen Budapests sind die Besten einer Nation verblutet, die Freiheit ist in neue Fesseln geschlagen, aber sie wird weiterwirken in den Menschen, die überleben, in jenen vielen anderen, die durch die Ereignisse aufgerüttelt wurden, und eines Tages wird sie, wenn wir auch nicht wissen wann, zum Durchbruch kommen. Es ist der einzige Trost, den es überhaupt gibt. Freiheit wird immer da sein, wo Menschen an sie glauben und sie zum Leitmotiv ihres Handelns machen.

Freiheit ist kein Geschenk, nicht einmal in all jenen Staaten, in denen sie durch die Verfassung garantiert ist. Überall steht sie im Widerstreit zu den Prinzipien der Staatsraison und den Gewalten, denen Ordnung mehr gilt als Recht. Keine noch so freiheitliche Verfassung bietet Sicherheit genug gegen jene Kräfte der Bevormundung und des bloßen machtpolitischen Kalküls, deren Vertreter in jedem Lande in der Regel immer da zu suchen sind, wo tatsächliche Macht ausgeübt wird. Wachsamkeit ist notwendig, Wachsamkeit gegen andere. Die einzige Legitimation dafür ist jedoch Wachsamkeit gegen sich selbst, Wachsamkeit gegen den bewußten oder weniger bewußten eigenen Trieb, Überlegenheit an Wissen, an Intelligenz, an Können und gesellschaftlichen Fähigkeiten, gewissenlos auszuspielen.

Das spezifisch auf uns Studenten zugeschnittene Fazit, das wir aus den Ereignissen der letzten Wochen und Tage zu ziehen haben, ist kein einfaches. Es gibt für uns keinen Anlaß, faktisch genau das nachzuvollziehen, was die ungarischen Kommilitonen getan haben. Jedoch wissen wir aus unserer täglichen Erfahrung, daß auch in unserem demokratischen Staate es trotz aller verbrieften Grundrechte gar nicht so leicht ist, vornehmlich nach Prinzipien zu leben, die eigener Gesinnung und freiheitlichen Willen entsprechen. Das eigentlich Hemmende, das unsere Gesellschaft an einer noch freieren Entfaltung hindert, ist ein zutiefst sozialpsychologisches, ein Generationenproblem. Es ist der immer wieder zu bemerkende Gegensatz zwischen den Jungen und den Alten. Wir haben noch nicht zu hoffen aufgehört, daß guter Wille von beiden Seiten es zuwege bringe, die Jugend mit dankbar empfundener Verantwortung zu beladen. Wir wünschen das Gespräch darüber, weil wir uns im klaren darüber sind, was kommen muß, wenn gegenseitiges Mißtrauen in offene Feindschaft umschlägt.

Untermainka

104 Bibliothek

Stadt u. Universitäts-

5

Man sagt in Bonn...

Nie zuvor war in Bonn so deutlich zu spüren, daß die provisorische deutsche Hauptstadt ein Überbleibsel aus den Tagen der starren Zweiteilung Europas ist. Während in Budapest und Warschau das Europa jenseits der Elbe für seine Zugehörigkeit zur freien europäischen Völkerfamilie kämpfte und demonstrierte, lag Bonn vergessen und versunken am Rande des Geschehens. Zum erstenmal breitete sich unter den Abgeordneten, Politikern und Journalisten Bonns das Gefühl aus, dem Ablauf der Ereignisse hilflos, passiv und aus der Ferne folgen zu müssen, statt ihn, wie bisher stets, selbst mitbestimmen zu können. Bis zu den großen Tagen von Budapest und Warschau vermittelte Bonn für den Kenner die Atmosphäre eines Kraftzentrums politischen Handelns auf dieser Welt. Seitdem jedoch spürt man hier deutlich, daß Bonn die Hauptstadt des Deutschlands aus den Tagen der EVG und der Abkapselung nach Osten hin ist. Daß es aber nicht die Hauptstadt eines Deutschland bleiben kann, das sich wieder auf seine Aufgabe besinnen muß, Brücke zwischen Ost- und Westeuropa zu sein. Die Ereignisse in Ungarn und Polen haben das schlagartig bewiesen.

In Westdeutschland war in den Jahren seit dem Ende des Krieges das Gefühl aufgekommen, Deutschland und seine Regierung seien von der Weltpolitik auf unbestimmte Zeit dispensiert. Wir verlegten unseren Regierungssitz an die

„Polizeiaktion“

(Fortsetzung von Seite 1)

bahnen. Eine zweite Gruppe wurde in die Anlagen vor dem Senckenberg-Institut gedrängt. Hier hob, wie uns berichtet wurde, ein Polizist drohend den Arm. Noch schneller wurden ihm die Beine weggerissen, daß er stürzte und sich an einem Stein verletzte. Die Reiter befreiten ihn. Seiner Magnifizenz gelang es dann, über den Funk die aufgebrachten Studenten zu zerstreuen, um sich so für die sechs inzwischen Festgenommenen einsetzen zu können.

Unter ihnen befand sich auch — zu unserem persönlichen Erstaunen — stud. phil. Nilendranath Bhanja (33) aus Kalkutta. Man mag uns nun Affekthascherei vorwerfen. Aber dieser Mann ist die Sanftmut selbst. Im letzten Semester unterhielten wir uns mit ihm über indische und deutsche Lyrik. Und nun ein gewalttätiger Demonstrant? Seine „Verhaftung“ vollzog sich so, daß er auf den Befehl eines Polizisten, sich wegzutrollen, fragte „Wohin?“ Dies brachte ihm den Arrest und folgendes Verhör ein, von dem wir uns erzählen ließen. Woher er komme? „Aus Indien“. Dann sei er ja so'n Gandhi. „??“ Wo er denn am Abend zuvor gewesen sei? „In der Teestunde“. (Wo sich die Studentenhausbewohner zum zwanglosen Gespräch versammeln. Anmerkung der Redaktion). Ob dort auch politische Gespräche geführt worden seien. „Gewiß“. Wie er denn sein Studium finanziere. „Stipendium vom Staat“. Das hätte man ja gern, und sich dann politisch betätigen...! Decken wir den Schleier der Barmherzigkeit darüber! Wie wir weiter vom Heimleiter des Studentenhauses, Sörgel, erfahren, hat er sich selbst an den Kommandeur der Polizeitruppe gewandt mit der Aufforderung, dieser solle Verbindung mit Seiner Magnifizenz, Professor Coing, aufnehmen. Dies sei mit dem stereotypen Hinweis abgetan worden, dafür sei der Polizeipräsident zuständig. Wie wir außerdem Zeitungsmeldungen entnehmen, soll sich Dr. Littmann zur Zeit des Tumults nicht weit davon befunden haben, pfeifeschmauchend und zufrieden mit dem Werk seine Polizisten. Wie weiland Kaiser Nero beim Bräde Roms.

Der Einsatz einer Hundertschaft, berittener Polizei und eines Wasserwerfers — im ganzen rund 150 Polizisten gegenüber ursprünglich nicht mehr als 200 Demonstranten — wird besonders sinnfällig, wenn wir im Gespräch mit einem Kommilitonen erfahren, daß er auf einer Autofahrt vor etwa drei Wochen am Frankfurter Hauptbahnhof in ein wildes Verkehrschaos geriet, weil die rote Welle wegen Reparaturarbeiten stillgelegt war und — man höre! — nicht genügend Polizisten zur Verkehrsregelung zur Verfügung standen. — Pflichtschuldiger erkundigten wir uns bei Herrn Polizeioberst Hofmann nach dem Befinden seiner verletzten 17 Kollegen und fragten nach dem Krankenhaus, in dem sie lägen. Antwort: „Diesbezüglich habe ich in den Zeitungen nichts gelesen!“ Auf die Frage, ob er uns denn mitteilen könne, wo sich die Verletzten befänden, erfuhren wir, daß sich niemand im Krankenhaus befindet. Das Drama ist zu Ende!

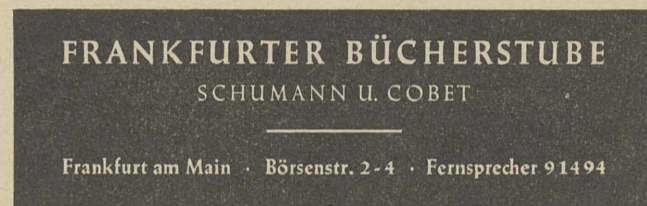
Soweit die Geschehnisse, wie sie sich uns aus der Rückschau darstellen, Die Reaktion der Universität war eindeutig: Das übertrieben nervöse Eingreifen der Polizei in das legitime Verlangen der Studenten nach freier Meinungsäußerung war ein Mißgriff. Der gewaltige Aufwand an Mannschaften stand in groteskem Gegensatz zu der Zahl der anfangs Versammelten. Dem politischen Ansehen unseres Landes ist mit dem Anwenden des Gummiknüppels — besonders auch den ausländischen Kommilitonen gegenüber — beschämender Abbruch getan worden. Dies sind die traurigen Ergebnisse einer „Polizeiaktion“ en miniature, die dadurch nicht besser werden, daß sich Dr. Littmann des Einverständnisses vom hessischen Innenminister versicherte!

Horst Helmut Kaiser

westliche Grenze des Landes und unterstrichen diese Symbolik, indem wir unser gesamtes politisches Bemühen nach Westen orientierten. Im übrigen beschränkten wir uns darauf, unsere Wirtschaft wieder in Gang zu bringen und die vier Großmächte von Zeit zu Zeit auf ihre Verpflichtung hinzuweisen, die Einheit Deutschlands wiederherzustellen. Unsere politischen Führer verwandten den Großteil ihrer Energien darauf, aus der Bundesrepublik unter den sechs westeuropäischen Ländern der Montan-Union den „Aktivisten“ bei der Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa zu machen. Dieses Geschäft wurde mit so viel Eifer verfolgt, daß unsere westlichen Nachbarn argwöhnisch wurden und zeitweise glaubten, wir wollten nach dem verlorenen Krieg die Hegemonie in Europa auf dem Umweg über den freien europäischen Zusammenschluß erreichen.

Nur zu oft konnte man in den letzten Jahren zu dem Schluß kommen, Deutschland habe vergessen, daß Europa jenseits von Elbe und Donau noch weitergeht. Wie oft mag in den letzten acht Jahren im Deutschen Bundestag der Name Ungarn gefallen sein? Hat es in der Außenpolitik unseres Landes in den letzten Jahren eine Maßnahme oder Handlung gegeben, in der die von den Sowjets unterdrückten Staaten Ost- und Südosteuropas eine Rolle gespielt hätten? Von flammenden Appellen für die Freiheit abgesehen, ist kaum irgendwo in Westdeutschland vom Schicksal der Ost- und Südoststaaten gesprochen worden. Deutsche Touristen reisen nach Italien, Spanien und Frankreich, die deutschen Politiker kennen sämtliche Hauptstädte zwischen Tiber und Themse, Rhein und Ebro. Aber hat man schon gehört, daß jemand nach Warschau, Prag oder Budapest gefahren ist, obwohl auch das seit einiger Zeit nicht mehr allzu schwierig ist?

So lange Bonn Westdeutschlands Regierungssitz ist, so lange sich Deutschlands Parlamentarier am Rhein statt an der Spree treffen, so lange wird das Gesicht unseres Landes nach Westen gerichtet bleiben, werden wir unserer Aufgabe nicht gerecht werden können, Tor und Brücke Ost- und Süd-



osteuropas zum Westen zu sein. Die Atmosphäre Bonns ist zu ruhig, zu friedlich und zu schläfrig, ist zu sehr „Etappe“, um auf die verantwortlichen Politiker Westdeutschlands die ständige innere Unruhe übertragen zu können, ohne die heute im Herzen Europas niemand mehr politische Probleme anfassen sollte. Europa besteht nicht länger aus zwei Häl-

...und in Deutschlands Hauptstadt

In den Tagen, als die Revolution in Ungarn ihren Höhepunkt erreichte, erschien bei einer Westberliner Senatsdienststelle eine kleine Delegation ostzonalen Arbeiter. Sie überreichten dem Referenten, an den sie verwiesen worden waren, ein Kuvert. In ihm befanden sich 4763,— DM/Ost. Sie baten darum, den Betrag, den sie in ihrem Betrieb gesammelt hatten, einem Hilfsfond für Ungarn zu überweisen. Als der Referent ihnen danken wollte, winkten sie ab und sagten einfach: „Wir wissen, worum es geht.“

Gerade dies hatte die Regierung der Sowjetzone zu verhindern gesucht und sich sogar bereit gezeigt, dafür den Preis der Lächerlichkeit zu zahlen. An einem der Tage, als sich die Nachrichten aus Ungarn förmlich überschlugen und u. a. die Kündigung des Warschauer Paktes, die Neutralitätserklärung Ungarns, das Schutzersuchen Nagy's an die UN und der Austritt des ungarischen Gewerkschaftsbundes aus dem kommunistischen Weltgewerkschaftsverband gemeldet wurden, an diesem Tage brachte das Organ des Zentralkomitees der SED, das „Neue Deutschland“, eine Nachricht von nicht mehr als 15 Zeilen aus Ungarn. Die Nachricht erschien auf der vorletzten Seite im unteren rechten Winkel des Blattes. Die Nachricht meldete: 300 Arbeiter einer Budapester Fabrik haben die Regierung des werktätigen Volkes ihrer unwandelbaren Treue versichert und die Bitte ausgesprochen, die Regierung möchte alles daran setzen, die sozialen Errungenschaften... usw. Das war alles. Sonst nichts. Kein Wort über die wirklichen Vorgänge. Der unbedarfte SED-Funktionär irgendwo in der Zone, der (sollte es ihn wirklich geben) in gläubiger Borniertheit auf alle westlichen Informationen verzichtet und seine Kenntnisse nur auf das „Neue Deutschland“ und den Ostzonenrundfunk gestützt haben würde, hätte etwa folgendes Bild über die Vorgänge in Ungarn erhalten: Bis zum 23. Oktober gab es in diesem volksdemokratischen Lande eine friedliebende, fortschrittliche, vom breiten, stürmischen Vertrauen des gesamten Volkes getragene Regierung. Nach dem 23. Oktober jedoch gab es in diesem volksdemokratischen Lande eine noch friedliebendere, noch fortschrittlichere, vom noch breiteren, noch

ten, wie das in den Tagen Stalins und der EVG den Anschein hatte: Einer freiheitlich-westlichen Hälfte, die an Elbe und Thüringer Wald endet, und einer „kommunistischen“ Hälfte, die dort beginnt.

Seit den Bewegungen in Warschau und Budapest weiß heute jeder, daß Europa eine Notgemeinschaft der Freien und der Unterdrückten ist. Die Unterdrückten von Bukarest bis Prag hoffen auf uns, bauen auf uns. Die Bundesrepublik ist der am weitesten nach Osten vorgeschobene Vorposten der Freiheit. Tausende von Flüchtlingen aus Ungarn haben es in den letzten Tagen bezeugt: Man denkt zuerst an Österreich und Deutschland, an Wien und München, an das freie Berlin und an die Menschen in diesen Ländern und Städten, wenn man in Osteuropa an die Freiheit denkt. Diesen Rufen und Gedanken dürfen wir uns nicht länger verschließen.

In jenen Tagen, als die kommunistischen Truppen Nordkoreas auf Befehl Stalins in Südkorea einfielen, proklamierte der damalige amerikanische Präsident Truman die Politik des „Containment“, der Eindämmung der kommunistischen Weltaggression. Sein Nachfolger Eisenhower gewann die Präsidentschaftswahl 1952 mit dem Schlagwort des „Roll back“, des Zurückwerfens des Kommunismus. In erster Linie dachte er dabei an die von Kommunisten unterdrückten Völker Osteuropas. Doch es blieb bei diesem Schlagwort, dem niemals der Ansatz zur Tat folgte.

Konnte man jedoch überhaupt jemals etwas tun, ohne den Selbständigkeitsbestrebungen in Osteuropa mehr zu schaden als zu nützen? In Bonn glauben nicht wenige, daß das möglich gewesen wäre und noch heute möglich ist. Aber die Völker Europas selbst müßten das „Roll back“ in die Hand nehmen, statt ständig über den Atlantik nach Washington zu blicken und auf die Entschlüsse Amerikas zu warten.

Eine Tat des „Roll back“ wäre die Verlegung der freien deutschen Regierung und der freien deutschen Volksvertretung nach Berlin. In den Tagen von Budapest und Warschau, als das morsche Gefüge des Bolschewismus in allen Fugen krachte, als Sowjetsoldaten in Ungarn den Aufständischen kampflös ihre Panzer überließen, als Chruschtschow unverrichteter Dinge aus Warschau abreisen mußte und als Ulbricht und Grotewohl flehentlich Stillhalte-Aufrufe an die Bevölkerung Mitteldeutschlands richteten, in diesen Tagen hätte der Beschluß des Deutschen Bundestages, nach Berlin zurückzukehren, eine Offensive bedeutet, deren psychologischer Effekt nicht abzuschätzen gewesen wäre. Damit wäre weithin verkündet worden, daß die Freiheit wieder im Vorrücken ist.

Durch seine Demarche in Moskau anlässlich des Budapester Aufstandes hat sich Wien, die Hauptstadt an der östlichen Grenze Österreichs, zum Anwalt der unterdrückten Völker Südosteuropas gemacht. Wiens Stimme wird heute von der Theiß bis zum Schwarzen Meer gehört. Es ist die Stimme der Freiheit. Diese Stimme muß verstärkt werden durch die Stimme des freien Deutschlands aus seiner freien Hauptstadt Berlin. Bonn liegt dafür zu weit westlich.

Bgt.

stürmischeren Vertrauen nun aber wirklich ausnahmslos des gesamten Volkes getragene Regierung.

Etwa 5 Tage lang hat die Ostpresse, verwirrt und sich windend vor Verlegenheit, versucht, ihren Lesern vorzulügen, worüber diese schon längst die Wahrheit wußten. Gewiß, es waren Notlügen. Denn die Regierung hatte selbst keine Richtlinien. Vom sechsten Tage an schwieg die Ostpresse verstockt. Und erst die englisch-französische Intervention in Ägypten gab ihr endlich die Möglichkeit, das fatale und immer groteskere Formen annehmende Dilemma zu überwinden.

Inzwischen hat das sowjetrussische Eingreifen in Ungarn die SED-Funktionäre aus ihrer Beklommenheit gelöst. Endlich haben sie wieder Moskauer Richtlinien, wo sie bisher nur Angst hatten. Wie stark diese Angst ihnen im Nacken saß, kann der ermessen, der die Stimmen Grotewohl und Ulbrichts im Rundfunk hörte oder gar ihre Gesichter auf den Bildschirmen des ostzonalen Fernsehfunks verfolgte. Es war die nackte Angst vor einer 17millionenfachen Erbitterung, was da sichtbar wurde und die Spuren der erstmalig aufgetauchten Zweifel in die rücksichtslose Schießbereitschaft sowjetrussischer Panzer. (Die Nervosität ging so weit, daß Grotewohl seine Regierungserklärung vom 2. November mit der Fehlleistung begann: „Verehrte Abwesende...“)

Das scheint nun vorerst vorüber. An jenem Sonntag, da die Westberliner Rundfunkstationen stündlich ihr Programm unterbrachen, um immer neue Meldungen über den verzweifelten Kampf in Ungarn zu bringen, lieferte der Ostzonenrundfunk denen, die ihn hörten, Tanzmusik und Kabarettendungen.

Es ist naheliegend, diesen Bericht mit einem Satz abzuschließen, der die Vergeblichkeit der in Ungarn gebrachten Opfer verneint und die feste Überzeugung ausdrückt, es werde siegen, wofür soviel Blut vergossen worden ist. Gewiß glauben wir daran. Aber wenn es möglich ist, sich die furchtbare Tragödie und alles, was sie an Not, Tränen und Verzweiflung mit sich bringt, vorzustellen, dem widersetzt sich die Feder; der empfindet plötzlich die Fragwürdigkeit aller Worte und zieht es vor zu schweigen.

jcf

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Herausgeber: Alexander Böhm, Rudi Eberl, Hanns Schreiner, Günter Schwank, Magnus Weber.

Chefredakteur: Werner Schaffernicht.

Redaktion: Horst Enders, Horst Helmut Kaiser, Udo Kollatz, Hanns Schreiner, Oscar Strobel.

Korrespondent in Bonn: Gert Baumgarten.

Korrespondent in Berlin: Joachim Fest.

Geschäftsführung: Günter Schwank, Königstein/Ts., Adelheidstr. 24, Tel. 883. Anzeigenverwaltung: Etelca Götz, Frankfurt am Main, Leerbachstraße 92. Telefon: 5 62 61.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 26, Tel. 77 07 41, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlendorf, Frankfurt am Main, Oederweg 39 a. Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von 1,50 DM für zwei Semester sind unter Einzahlung des Geldes bei der Geschäftsführung zu bestellen.

„Gewehrmänner“?

Bibliographischer Hinweis: Handbüchlein für Wähler oder kurzgefaßte Anleitung in wenigen Tagen ein Volksmann zu werden, von Peter Struwel, Demagog, Leipzig, Verlag von Gustav Mayer 1848. — Zitat: „Sie (die Polizei) ist im constitutionellen Staate die Verantwortlichkeit der Verantwortlichkeit, nur ist dieselbe gewöhnlich fühlbare Natur. Die Polizei hat etwas Dämonisches...“ (Seite 34).

Es wäre möglich, daß nichts geschieht, daß Bürger (und seine akademische) friedlich und ohne Waffen sich versammeln; es könnte sein, daß man eine Meinung „transparent“ werden läßt, es könnte sein, daß man eine Meinung hat.

Aber es könnte auch sein, daß derart Unvermutetes das Mißfallen jener erregt, die für den Geschäftsgang der Dinge einschreiten (bzw. einreiten), wobei dann „die Gewehrmännern im Verkehr mit dem Gewehrmännern (Verzeihung „ä“ die Red.) überaus zuvorkommend sind“ (Karl Kraus) Um aber den renitenten Elan nicht mit unterthänigstem Wissenszwang (so ist das nun) in Konflikt zu bringen, rät es sich, gegen die Aufsässigen aufzusitzen (aufs Pferd natürlich).

Diese Anweisung, so dürr wie ein Polizeireglement, in dem findiger Gehorsam die Lücken füllen muß, bedarf der Ausführungsbestimmungen:

Es könnte sein, daß noch nichts geschieht, also empfiehlt es sich, dagegen Vorkehrungen zu treffen, mit einem von langer Hand vorbereiteten Lautsprecher einen Vorfall zu inszenieren und harmlose Parkanlagen (siehe Stadtplan) zum strategischen Wendepunkt zu naja. Man darf sicher sein, daß Demonstranten, friedliche und ohne Waffen, von Mißtrauensseligkeit umzingelt, verspüren, daß etwas zu geschehen hat. Auch Passanten und andere Herumstehende zeigen sich nach erwähnten Maßnahmen interessiert.

Es könnte sein, daß immer noch nichts geschieht. Und um die Kampfmoral der Truppe (kein Zitat) und die Gemüter der Demonstranten in Erregung zu halten, haben schnarrende und gehetzte Lautsprecherkommandos stattzufinden. Die gesetzliche Besorgnis gebärde sich allgemeinverständlich strategisch.

Hierbei haben sich insbesondere linienförmiges Ausschwärmen des Fußvolkes (in flüssigem Dauerlauf), martialisches Mimik der äpfelnden Reiterei (nicht der Pferde) und Ankunft der Wasserwerfer (querstellen und chloren!) überaus bewährt.

Es könnte sein, daß dann etwas geschieht. Es könnte.

Geschieht immer noch nichts, so sind oben beschriebene Aktionen nach eigenem Ermessen zu variieren. Der Erfolg hängt einzig von dem Eindruck ab, der jetzt allgemein gemacht wird.

Die Befolgung der Regel verbürgt es, daß aufwühlerische Ideen im Volke Fuß fassen.

Der geringste (möglichst unbegründete) Verdacht einer Zuwiderhandlung ist jetzt willkommener Anlaß, die aufgestauten Persönlichkeiten hoch zu Roß in den Kampf zu werfen (man galoppiere im Schrittempo — Eindruck!)

Der Lautsprecher möge nun dreimal die jetzt noch unbeschädigt Gebliebenen ihrer Ungesetzlichkeit versichern. Sie werden demgemäß reagieren. Inhaftiert wird jetzt schon, wer um Feuer bittet oder sich sonstwie auffällig benimmt.

Die Bodentruppen sind anzuweisen, bei der Festnahme nicht den lapidaren, leider zu unauffälligen Polizeigriff anzuwenden, sie sollen den Delinquenten mit Schleuderbewegungen und gut sichtbaren Puffen dorthin befördern, wo jeder versäumte Widerstand als geleistet registriert wird.

Es könnte sein, daß jetzt manches geschehen ist.

Homunculi

Volksaufklärung und Propaganda?

Kein geringerer als Konrad Adenauer hat zu Beginn dieses Jahres festgestellt, daß zur geistigen Abwehr des Kommunismus vor allem eine genaue Kenntnis des dialektischen Materialismus notwendig sei und daß zu diesem Zwecke ein Vielfaches der bisherigen Aufklärung geleistet werden müsse. Doch mehrten sich nicht erst seit jenem Tage die Anzeichen dafür, daß die westdeutsche Auseinandersetzung mit dem Kommunismus nicht mehr allein, im platten Hinweis auf gefüllte Schaufenster und Hochkonjunktur gipfelnd, von Selbstgefälligkeit und Ignoranz bestimmt wird, sondern sich den theoretischen Grundlagen des östlichen Systems kritisch zu nähern sucht. Schon heute ist die Zahl der Lehrgänge, Tagungen, Konferenzen Legion, die sich mit der marxistischen Philosophie befassen und ihrer Abwehr dienen sollen.

Aber nicht jedem kann abverlangt werden, daß er seinen Marx, Engels, Lenin und Stalin Seite für Seite und Schritt für Schritt durcharbeite, zumal dann nicht, wenn ihm nach Wissen und formeller Ausbildung die Voraussetzungen dafür fehlen müssen. Vermutlich ist es auch diese Überlegung gewesen, die Heinrich Falk dazu bewogen hat, eine Broschüre mit dem Titel „Weltanschauung des Bolschewismus. Historischer und Dialektischer Materialismus, gemeinverständlich dargelegt“ zu verfassen (Echter-Verlag, Würzburg), eine Broschüre, die vom Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen vorzugsweise an Jugendliche, Jugendgruppen und Arbeitsgemeinschaften vertrieben wird und bereits in der 7. Auflage, im 46.—70. Tausend erschienen ist. Der Autor ist Jesuit und wurde in Rom am päpstlichen Russicum ausgebildet.

In der Tat ist es Gemeinverständlich, die diese Schrift in hohem Maße auszeichnet. Was indessen darunter zu verstehen ist, bleibt dem Leser nicht lange verborgen, denn schon auf der ersten Seite erfährt er: „Der dialektische Materialismus . . . verbindet bloß zwei Hauptirrtümer des vorigen Jahrhunderts zu einem neuen, das ist alles. Die Dialektik Hegels und ein gewöhnlicher Materialismus ergeben zusammen Dialektischen Materialismus.“ Und weiter: „Materialismus ist der sinnlose Versuch, wissenschaftlich, also mit Hilfe des Geistes, den Geist zu leugnen.“ Oder: „Der tragische Irrweg des Marxismus besteht darin, daß er zum Gegenteil dessen führt, was er anstrebt.“ Schließlich — bei der Behandlung von Idealismus und Materialismus als zwei alten philosophischen Systemen —: „Aber nicht ihr Alter ist das Schlimme, sondern die Tatsache, daß sie beide falsch sind und unseren Erfahrungen widersprechen.“ Zum besseren Verständnis Stalins teilt Heinrich Falk mit: „Er . . . war der Sohn eines oftmals betrunkenen georgischen Flickschusters. Seine Mutter dagegen war eine ehrsame Frau und hatte keinen größeren Wunsch, als ihren Sohn einmal im Priestergewand am Altare zu sehen.“

Erst nachdem solchermaßen — die Zitate stammen aus dem einführenden Kapitel über die „Geschichte der bolschewistischen Weltanschauung“ — der Leser instand gesetzt ist, den Gegenstand auf die rechte Weise zu würdigen, geht Heinrich Falk zur Sache selbst, nämlich der „Darlegung der bolschewistischen Weltanschauung“ über. Auch hier verläßt ihn seine wahrhaft verblüffende Fähigkeit, gemeinverständlich zu sein, nicht, heißt es doch beispielsweise in seiner Rechtfertigung des Privateigentums: „Es ist . . . so alt wie die Menschheit selbst. Es ist zur vollen leiblichen und geistigen Entfaltung des Menschen in Familie und Gemeinschaft

einfachhin notwendig. Folglich hat der Mensch von Natur aus das Recht (= „Naturrecht“) auf Sondereigentum, und zwar sowohl an Gebrauchs- als auch an Produktionsmitteln.“ Auf diese Manier geht es weiter. Bedenkenlos werden Marx und Engels mit den russischen Anarchisten und den radikalen Marxisten — „denen es weniger auf Wahrheit als auf Revolution ankam“ — in einem Atemzuge genannt, wird die kommunistische Erziehung am Benehmen der russischen Truppen — Heinrich Falk spricht von „Soldateska“ — gemessen oder behauptet, daß der Marxismus und Materialismus jene „Elemente“ anzögen, „die selbst nur haben, herrschen und genießen wollen und vor Neid bersten, daß sie selbst keine Kapitalisten sind.“ Und sicher muß man auch Wendungen wie die von den „moralisch einigermaßen vollwertigen“ Menschen oder einen „chritslich verfeinerten“ Gewissen als besondere Stilmittel der Allgemeinverständlichkeit begreifen.

Carl-Christian Kaiser

Insulaner im Zwiespalt

Ob Popularität der zehnten Muse Todfeind ist, mag einer vom Fach untersuchen. Für Günter Neumanns „Insulaner“ aus Berlin — und einige wenige andere — gilt, daß sie trotz Beliebtheit im Volk noch keinen ideellen Schaden genommen haben. Für ihren Ruhm im Westen sorgen bundesrepublikanische Rundfunkstationen, indem sie diese RIAS-Sendung, von allen anderen die bekannteste, übernehmen. Auf dem humoristischen Teller werden den hiesigen Hörern Berliner und ostdeutsche Probleme serviert, die sie sonst, biete man sie nüchtern und ungeschminkt, mit der Bemerkung ablehnen, sie seien übertrieben, entstellt oder gar erfunden. Man muß die Tatsachen erst durch Humor „verfremden“.

Es besteht leider der Verdacht, daß im deutschen Westen die Späße, Ironien und Sticheleien der Insulaner nicht immer mit dem aktuellen Geschehen in Verbindung gebracht und etwa noch für dessen Bestandteil gehalten werden. Das hängt gewiß mit der wachsenden Entfernung vom Tatort zusammen — aber die erklärt noch nicht alles.

Wenn beispielsweise der Hampelmann von „SED-Funktionär“ sich mit seinen Schutzbefohlenen herumärgert, die Parolen, die er ausgibt, zu guter Letzt in ihr Gegenteil kehrt und er schließlich auch noch von seiner russischen Instruktionshilfe in Stich gelassen wird, so hält man sich hierzulande an das Karikierte. Man übersieht, daß es aus einer sehr bedrohlichen und gegenwärtigen Realität gefiltert wurde.

Für die Deutschen jenseits der Zonengrenze übernehmen die Insulaner (vermutlich) die Rolle des Stimmungsventils, durch dessen Betätigung man den aufgestauten Gefühlen Luft verschafft. Da sie dort selber mit ihrer Meinung und Stimmung zurückhalten müssen, sind sie (vermutlich) befriedigt, wenn andere es für sie tun. Allein, nach dem Westen importiert, trennt sich die Ironie von ihrer tieferen Bedeutung: sie wird von der Bequemlichkeit wie von einem trockenen Schwamm aufgesogen. Der Spaß tritt jetzt um seiner selbst willen auf. Der tölpelhafte Funktionär ist nur mehr Garderobenständer für eine Reihe von Witzen: wie irgendwelche schlagfertigen Leute irgendeinem Schulungsman auf die Nerven fallen, wie sie ihn „fertigmachen“. Vielleicht denkt der eine oder andere Hörer: Wer das Herz auf dem rechten Fleck und eine Berliner Schnauze hat, der wird mit der politischen Propaganda schon auskommen.

Geistreiches Kabarett, natürlich. Aber die kritisch-bissigen Untertöne, die seinen Gehalt bedeuten, überhört man hier, weil das Ohr dafür nicht geschärft ist. Was bleibt, ist die Erinnerung an ein Stück Deutschland, in dem man aus irgendeinem Grund noch etwas unbehaglicher leben muß als im unsrigen. Es drängt sich die Vorstellung von der Zone als einer mittelalterlichen Reservation auf, aus der man seltsame Geschichten, Kuriositäten und Merkwürdigkeiten bezieht, über die man sich verwundert und lustiert. Die Zonengrenze — eine große Butzenfensterscheibe.

Erich Faßbender

Eine Frage?



Kennen Sie die vielen
Situationen des täglichen
Lebens, in denen Ihnen
Ihre Bank helfen kann?
Besuchen Sie uns,
wir beraten Sie mit
großer Erfahrung.



RHEIN-MAIN BANK
AKTIENGESELLSCHAFT
FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Epitaph auf einen gestundeten Krieg

Das Schicksal der ungarischen Revolution ist mit zynischer Gewalt entschieden worden, darüber kann auch das flexible Programm Janos Kadars nicht hinwegtäuschen. Großbritannien und Frankreich ist mit einigem Recht der Vorwurf gemacht worden, der Entwicklung in Ungarn in den Rücken gefallen zu sein. Die Weste des Westens ist blutig geworden. Der unselige Januskopf, der Eden immer noch zu dem seinerzeit mit Hitler in München geschlossenen Vertrag zurückblicken läßt (Münchener Abkommen 1938), beherrscht die Politik. Die graduellen Unterschiede zwischen den beiden Diktatoren Hitler und Nasser werden übersehen, wenn auch die arabische Welt daran nicht ganz unschuldig ist — so schrieb zum Beispiel Baschir Al-Ouff in „Mannar“, dem Organ der Moslemischen Brüder in Damaskus: „Hitlers Name ruft in den Herzen unserer Bevölkerung Sympathie und Begeisterung hervor. — Hoch lebe der Nazi, Hitler, . . . es lebe der Hitler der arabischen Welt.“

Wie steht aber in diesem Konflikt Israel, das immerhin die Schuld trifft, den offenen Krieg begonnen zu haben? 1948 hatte ein UNO-Beschluß Palästina in einen jüdischen und einen arabischen Sektor geteilt, die Teilung wurde von den arabischen Ländern nicht akzeptiert und drei Tage später mit dem Einmarsch arabischer Truppen in das jüdische Gebiet beantwortet. Die im jüdischen Gebiet wohnenden Araber wurden von der arabischen Armeeführung aufgefordert, das Gebiete zu verlassen. 500 000 folgten diesem Aufruf und wurden in Massenlagern entlang der israelischen Grenze aufgefangen. Diese Lager wurden bis zum heutigen Tage nicht aufgelöst, obwohl Israel seitdem alle arabischen Guthaben (11,3 Millionen Dollar) freigegeben, eine Entschädigung aller Grundstücke zugesichert hat und die UNO eine großzügige weitere finanzielle Hilfe zur Neuansiedlung in anderen Gebieten anbot. Alle Angebote wurden von arabischer Seite abgelehnt. 200 000 Araber blieben in Israel und haben Rechte eines israelischen Staatsbürgers (mit Ausnahme der Militärpflicht), selbstverständlich auch in Wort und Schrift das Recht des freien Gebrauchs der arabischen Sprache, die zudem in den nicht-arabischen Schulen Israels nach Englisch die zweite Fremdsprache ist.

Um die schwerwiegende, wenn auch kaum zu rechtfertigende Besetzung der Halbinsel Sinai durch israelische Truppen verständlicher zu machen, sei nur die etwa im September dieses Jahres erfolgten Angriffe arabischer Infiltranten oder Grenzposten erinnert:

10. September: Israelische Grenzpatrouille bei Um el Fahum beschossen. Sechs Soldaten getötet.

12. September: Drei Wächter der Bahnstation Ejn Ofarim ermordet.

23. September: Archäologen-Treffen in Ramat Rachel beschossen: Fünf Tote, siebzehn Verletzte.

24. September: Olivenpflückerin bei Aminadav, Bauer bei Maos Chajim erschossen.

Die Erregung der Israeli über diese sich ständig häufenden Überfälle war begreiflich, die Ersetzung des zurückhaltenden Außenministers Mosche Scharett durch Golda Meir hierfür das erste Alarmsignal. Die Sperrung des Suezkanals für alle israelischen oder mit Waren für Israel beladenen Schiffe trotz einer seitdem unbeachteten eindringlichen Mahnung des Sicherheitsrates vom 1. 9. 1951 an Ägypten „von allen Eingriffen in diesen Schiffsverkehr Abstand zu nehmen“, war ein weiterer, schon lange schwelender Anlaß. Wieviel die Schifffahrt für Israel bedeutet, geht aus der Umschlagsziffer des größten Hafens, Haifa, hervor. Sie betrug für 1955 1,8 Millionen Tonnen. Die stockenden Verhandlungen zwischen den Großmächten und Ägypten mußten den Zeitpunkt des Einmarsches günstig erscheinen lassen.

Wie weit eine Absprache zwischen der englischen, französischen und israelischen Regierung vorlag, ist bei der bisherigen antiisraelischen Politik Großbritanniens schwer zu beurteilen. Immerhin ist die Anglophilie Ben-Gurions dabei zu beachten. Allerdings erfolgte der erste Schritt, die Berufung Golda Meirs, schon am 18. Juni, die Nationalisierung des Kanals erst am 26. Juli. Auch mußte eine Besetzung der östlichen Seite des Suezkanals durch Israel Großbritannien als das „bequemste“ Mittel einer „Befriedung“ erscheinen.

Die israelische Politik hat nicht nur hier mit äußerster Geschicklichkeit operiert: So wurde durch die Vergeltungsaktion bei Ramat Rachel (nach dem Beschluß der Archäologenkonferenz) kurz vor den jordanischen Wahlen die dortige nationalistische Gruppe — die dann auch einen entscheidenden Wahlsieg für sich verbuchen konnte — gestärkt, die auf einen endgültigen Bruch mit Großbritannien drängt. Die Regierung König Husseins, die die bedeutenden Zu-

schüsse Großbritanniens für das Land kaum entbehren kann, geriet in eine äußerst bedrohliche Lage, was die gleichfalls von den Haschimiden beherrschte irakische Regierung zur Entsendung von Truppen nach Jordanien veranlaßte, was nur am energischen Widerspruch aus Kairo und an der Drohung des ständigen um die Ausbreitung der Haschimidendynastie besorgten Syriens, gleichfalls in Jordanien einzumarschieren, scheiterte. So blieb es bei Truppenkonzentrationen entlang der jordanischen Grenze — offiziell um einer Aggression Israels vorzubeugen. Selbst die widerrechtliche Landung englischer und französischer Truppen auf ägyptischen Boden hat bisher noch keine gemeinsame Aktion der arabischen Staaten zustande bringen können.

Wir werden in den nächsten Tagen immer wieder die

Im Zug bekam ich einen Fensterplatz — wozu eigentlich, wenn man doch nur im Dunkel durch die Zone fahren kann? Mir gegenüber saß ein evangelischer Vikar, der seine erste Stelle in Berlin antreten sollte. Wir haben uns lange und angeregt unterhalten. Er fragte mich gleich, ob ich die letzten Nachrichten gehört habe. Ganz im Banne der letzten Ereignisse sagte er: „Ich freue mich, daß ich gerade jetzt nach Berlin fahre.“

Um 1.30 Uhr waren wir an der Zonengrenze. Die Kontrolle war nur sehr kurz. Später schlief ich ein. Als ich erwachte, war es 6 Uhr morgens. Der Zug stand. Wir waren 60 km vor Berlin. Die Landschaft war eintönig, Heide und vollkommen flach. Und dann ging die Sonne auf. Der Himmel war ganz klar, nur am Horizont ein bißchen Nebel, denn es hatte in der Nacht gefroren. Und aus dem Nebel rollte ein glutroter Ball heraus. Wirklich, ich hatte keinen schöneren Sonnenaufgang gesehen.

Um 8 Uhr waren wir in Berlin. Der erste Eindruck, den ich hatte: ziemlich tristlos. Vom Bahnhof „Zoo“ bin ich zum „Haus der schaffenden Jugend“ gefahren. Eine Stunde Fahrzeit mit der Straßenbahn. Wie groß und weiträumig doch Berlin ist!

Ich bin in den Ostsektor gefahren — ohne Ziel; mal mit der U-Bahn, mal mit der S-Bahn, zwischendurch mit der Straßenbahn; den größten Teil habe ich aber zu Fuß gemacht. Niemand hat sich um mich gekümmert, keiner gefragt. Nur sahen sich die Leute auf der Straße nach mir um, denn sie mußten es mir angemerkt haben, daß ich kein „Einheimischer“ war. Erschütternd zu sehen. Ost-Berlin ist eine tote Stadt. Es ist unendlich traurig, durch die Straßen zu gehen. Gedrückte Menschen, schmale, fast zerlumpte Kinder, zerstörte Häuser; die noch stehen, sind schmutzig und seit Jahren nicht mehr repariert. Und ein endloses Schweigen lastet auf der Stadt. Das sagt man so mit einem Satz, aber es ist ein Eindruck, den man nicht los wird: Die ganze Verzweiflung des Krieges ist hier noch lebendig. Diese Menschen leben noch mitten im Krieg.

Unerwartet, daher wohlthuend, war die Höflichkeit der Vopos. Aber in den Straßenbahnen sitzen die Menschen sich stumm gegenüber, niemand spricht, sie sehen sich nicht einmal an. Unmöglich, an sie heranzukommen. Sie sind alle ähnlich — arm und irgendwie grotesk — angezogen, und sie sehen unendlich traurig aus. Man sieht viele Frauen in Uniform. Straßenbahnen, U-Bahnen werden zur Hälfte von Frauen bedient. Auch viele Polizistinnen gibt es. In Frankfurt haben wir ja auch Schaffnerinnen, aber sie sind doch trotz der Uniform Frauen. Diese Frauen hier, so empfand ich es wenigstens, benehmen sich alle betont männlich, und sie sind auch betont unfreundlich.

Morgen will ich ins Pergamon-Museum. Darauf freue ich mich jetzt schon. Das ist aber die einzige „Sehenswürdigkeit“, die ich mir ansehe, denn das Lebendige ist hier einem doch viel näher — sehr schmerzlich nah. Ich will auch Büchereien und Schallplatten-Geschäfte aufsuchen. Bisher stellte ich fest, daß es fast nur russische Komponisten gibt.

Unsere Studententagung wird mich etliche Stunden am Tag beanspruchen. Hoffentlich wird es nicht das üble Gerede sein. Es wäre mir angesichts dieser „Tatsache“ Berlin und unter den heutigen Umständen unerträglich . . .

Gestern abend war ich nun im Kino im Ostsektor. Es wurde ein koreanischer Film gezeigt. Ich glaube, so etwas kann nicht unterboten werden. Die Amerikaner werden alle wie Verbrecher dargestellt, ihre Offiziere wie preußische Feldwebel mit Silberblick, die, wenn sie am Telefon sprechen, ihre Hacken schlagen und „jawohl! jawohl!“ schreien. Im übrigen tun sie nichts als arme koreanische Frauen und Kinder zu schlagen und zu erschließen. Sie fressen ihnen natürlich auch ihren Reis auf. Die Koreaner sind aber alle gut, bis auf die Südkoreaner, die alle Mörder und Verräter sind. — „Die Volksarmee und unsere chinesischen Freunde werden kommen und uns befreien.“ Sie befreien sie auch, aber vorher stirbt die Heldin des Films. Sie war übrigens Vorsitzende des Bauernverbandes und lieferte immer als erste

These der Berechtigung des englisch-französischen Eingriffs zu hören bekommen — die ersten Anzeichen einer Schwenkung der amerikanischen Politik sind schon sehr deutlich, verschärft noch durch die Note Bulganins.

Als Grund die der Konstantinopler Abmachung vom 29. Oktober 1888 zuwiderlaufende Sperrung des Kanals für israelische Schiffe anzugeben, die ja schon seit 1948 besteht und jetzt als zugkräftiges Argument ausgegraben wird, ist fadenscheinig — Israel sollte diese dubiose Bundesgenossenschaft entbehren können. Die anderen Gründe aber, die beschämende Sklaverei in Saudiarabien etwa, besonders aber das noch nicht einmal in den obersten Zweigen erschütterte Dilemma der sozialen und edukativen Verhältnisse werden niemals den Eindruck der Völker im Nahen Osten, das hier im Grunde noch immer koloniale Politik getrieben wird, verwischen können. Niemand wird ernstlich glauben, daß mit der Feuereinstellung nun alles wieder in Ordnung sei.

Klaus Wagenbach

Was geht es uns an?

Vier Tage Berlin in Brieffragmenten

Berlin, 1. 11. 1956

ihren Reis ab. Aber die Täter wurden bestraft. Die Lkws. der „Okkupanten“ flogen in die Luft, und die Volksarmee siegte auf der ganzen Linie.

An den Sektorengrenzen im Westen gibt es mehrere Kinos, die für 20 West-Pfennige westliche Filme zeigen. Sie sind dauernd überfüllt — nicht zu verdenken.

Unsere Tagung verlief heute in der üblichen Form. Die Jüngsten meinen, sie müssen zu jedem Thema ihren Senf geben. Abends wird auch das Nachleben so „mitgenommen“. Man ist ja einmal in Berlin! West-Berlin und Ost-Berlin sind aber nicht mehr ein Berlin. Wenn auch die Situation in Ägypten eine bedrückte Stimmung erzeugt, jubilieren die Kommilitonen über die Befreiung Ungarns. Leider ist dort noch nicht das letzte Wort gesprochen. Sind wir denn sonst so leichtgläubig? Ich muß sagen, der Osten müßte uns noch mehr angehen. Schlechtes Gewissen, alle möglichen weltgeschichtlichen Betrachtungen machen mir seit vorgestern das Leben schwer. Der Bundesdeutsche müßte öfter nach Berlin kommen.

Was wird aus uns, wenn Ungarn niedergedrückt wird? . . .

Berlin, 3. 11. 1956

. . . Eine Mauer des Schweigens umgibt uns, wenn wir in Ost-Berlin erscheinen. Ich ging heute mit vier Kommilitonen zur Humboldt-Universität. Wir kamen nicht hinein. FDJ-Posten sperrten die Eingänge: „Es ist nicht gestattet für Besucher aus Westdeutschland.“ Ich versuchte es verbindlich: „Mei mei, was habt ihr für Geheimnisse da drinnen!“ Einer dann brutal: „Das geht euch gar nix an.“ Natürlich, das geht uns gar nichts an. Gesamtdeutsche Gespräche sollen ja nur dann durchgeführt werden, wenn es denen in den Kram paßt. Wir besahen uns die Jünglinge. Sie waren ganz schmale Heftchen, 18—19 Jahre. Wir alle waren dagegen Bauarbeiter. Wir hätten sie ja plattdrücken können. Aber wem hätte es geholfen?

Also kam es zu keinen studentischen „Kontakten“; auch nicht zu „gesamtdeutschen Gesprächen“. Wutentbrannt kehrten wir zurück.

Die sowjetzonalen Zeitungen speien Gift wegen Ungarn. Ich muß sagen: ich habe genug.

Übrigens: in ganz Ost-Berlin ist kein lateinisches Wörterbuch aufzutreiben. Wie hieß es doch im Prolog des sowjetischen Goethebuchs? „Die Sowjetmenschen haben uns die wahre Kultur gebracht.“ Es sieht so aus.

Was erzählte der Parteisekretär Neumann den Medizinstudenten, als sie mit Russisch und Marxismus aufhören wollten? — „Wo kommen wir hin, wenn die Studenten selbst bestimmen können, was ihrem Studium förderlich oder abträglich ist? Schließlich werden Sie mir erzählen, das Studium der Muskulatur des rechten Oberarms sei Ihrem Studium fremd und daher nicht förderlich.“

Man kann mit diesen Menschen nicht diskutieren, soll man sie aber darum totschiessen?

Zwei erfreuliche Ausnahmen. In der russischen und in der tschechischen Buchhandlung war das ausländische Personal sehr, sehr höflich, ich würde sagen, echt freundlich. Die Hundertfünfzigprozentigen sind ja wieder die Deutschen . . .

Berlin, 4. 11. 1956

. . . Nun ist es Wirklichkeit. Die Russen schlagen in Ungarn los. Du kannst Dir unsere Stimmung nicht vorstellen. Hier ist alles ungleich härter, weil alles hart auf hart stößt, jeder Abstand fehlt; das Geistige nimmt gleich eine sehr konkrete, ungeistige Gestalt an, die Instinkte beherrschen den Menschen. Die erste Reaktion war: „Gebt uns Waffen, wir werden es ihnen zeigen!“ Welcher tragischer Konflikt, daß Menschen, die klar gegen jede Gewaltanwendung eingestellt sind, sich vor die Entscheidung gestellt sehen, mitzumachen oder Sklaven zu werden.

Unsere Studenten waren wie gebügelt. Ich denke, man wird nun bei uns die Wiederaufrüstung unter einem gewandelten Aspekt betrachten. Mir geht es wenigstens so!

Stundenlang saßen wir bei der Tagung. Das einzige Positivum: es kam nichts Positives heraus. Man sitzt da und kann nichts unternehmen . . .

Nun fahre ich heute abend nach Frankfurt zurück. Vier Tage, die die Welt „verwandeln“, könnte man sagen. Schließlich geht es uns doch etwas an, denn wenn es uns jetzt nichts angeht, geht es uns vielleicht an den Kragen.

Karl-Hermann Völker



Junger Hochschul-Nachwuchs und altbewährte Wissenschaftler arbeiten bei uns
gemeinsam: Die Forschung von heute dient der Produktion von morgen!

FARBWERKE HOECHST AG, vormals Meister Lucius & Brüning FRANKFURT (M)-HOECHST

Sehr geehrtes Mitglied!

In der Oktober-Nummer der Studentenzeitung DISKUS, die Sie regelmäßig in den Semestermonaten erhalten, finden Sie einen lesenswerten Artikel

„GENERATIONENKRISE?“

der grundlegende Probleme der studierenden Jugend behandelt. In diesem Artikel wird auch in dankenswerter Weise von studentischer Seite der Versuch gemacht, das Verständnis zwischen der studierenden Jugend und den im Wirtschaftsleben stehenden „Freunden und Förderern“ zu vertiefen. Wir würden es begrüßen, wenn dieser Artikel auch im Kreise unserer Mitglieder ein Echo finden und zu einer Diskussion der aufgeworfenen Fragen führen würde.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit auch an dieser Stelle darauf hinweisen, daß der DISKUS nicht nur das Sprachorgan der Frankfurter Studenten ist, sondern auch „Nachrichtenblatt der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität“. Das bedeutet, daß die „Vereinsnachrichten“ im DISKUS veröffentlicht werden. Im Impressum ist aber ausdrücklich festgestellt, daß die Vereinigung auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung selbst keinerlei Einfluß hat. Wir möchten dies unseren Mitgliedern gegenüber nochmals zum Ausdruck bringen, da wir vielfach für den Inhalt der Zeitung verantwortlich gemacht werden.

Es erscheint uns auch für die künftige Zustellung der Zeitung von Bedeutung, ein Bild zu gewinnen, welches Interesse unsere Mitglieder am DISKUS haben, denn nur so kön-

nen wir unseren eigenen Nachrichtendienst, der laufend Hinweise auf interessante Vortragsveranstaltungen, u. a. des Orient-Instituts, der Christlichen Gesellschaft für Kultur, der Akademie für Welthandel bringt, den Wünschen unserer Mitglieder anpassen.

Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns — soweit dies noch nicht geschehen — mitteilen würden, ob Sie mit dem weiteren Bezug des DISKUS in der bisherigen Form einverstanden sind oder andere Wünsche haben.

Mit freundlichen Grüßen

Vereinigung von Freunden und Förderern
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main e. V.
Die Geschäftsführung
gez. Dr. F. Scheller

Neue Mitglieder:

Karl Coburger, Frankfurt a. M., Nesenstraße 8, I
Zoodirektor Dr. Gerhard Grzimek, Frankfurt a. M., Zoo
Konsul a. D. Erwin Kleyer, Kronberg (Ts.), Königsteiner Str. 10
Direktor Carl Friedrich Mahr, Frankfurt a. M., Beethovenplatz 7

Firmen:

Bankhaus Sal. Oppenheimer jr. & Cie., Köln am Rhein,
Unter Sachsenhausen 4
Hotel Frankfurter Hof, Frankfurt a. M., Kaiserplatz

Literatur-Hinweise

Unsere freundschaftlichen Verbindungen zu den Mitgliedern des Lehrkörpers der Universität wirken sich in mannigfacher Weise erfolgreich aus, u. a. auch durch die Zurverfügungstellung wissenschaftlicher Abhandlungen auf zahlreichen Wissensgebieten. Es liegen uns z. Z. folgende Sonderdrucke vor:

1. Aus „Anthrop. Anz., Jg. 20, 2, 169—182, Sept. 1956: Prof. Dr. Peter Kramp, Direktor des Anthropologischen Institutes an der Universität Frankfurt a. M., „Das Anthropologische Institut der Universität Frankfurt a. M. (Franz-Weidenreich-Institut)“. Eine Zusammenfassung über Vorgeschichte, Wiedererrichtung und Ausgestaltung der neuen Institutsgebäude an der Ostseite des Palmengartens — Grüneburgpark. Diese Schrift (14 S.) mit 9 Abbildungen gibt einen wertvollen Überblick über die Aufgaben und die Bedeutung des Instituts auf dem Gebiet anthropologischer Forschung.
2. Aus „Deutsche Philologie im Aufriß“: Prof. Dr. Walter Wittsack, Direktor des Instituts für Deutsche Sprechkunde an der Universität Frankfurt a. M., „Sprechkunde“. Eine grundlegende Arbeit über die Entwicklung der Sprechkunde als sprachwissenschaftlichem Aufgabenkreis (38 S.).
3. Aus „Zeitschrift für Handelswissenschaftliche Forschung, Jg. VIII 1956, H. 3“: Prof. Dr. Karl Hax, Direktor des Instituts für Wirtschaftswissenschaft an der Universität Frankfurt a. M., „Stand und Aufgaben der Betriebswirtschaftslehre in der Gegenwart“. Vortrag, gehalten in der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg am 9. 12. 1955. Gedanken über die Lehr- und Ausbildungsaufgaben der Betriebswirtschaftslehre, deren Forschungsaufgaben und deren Zusammenarbeit mit der unternehmerischen Praxis.

Unsere Mitgliedern danken wir auch an dieser Stelle, daß sie es uns durch ihre Beiträge und Spenden ermöglicht haben, zur

Beschaffung von Lehrmitteln und Ausstattungsgegenständen für diese Institute beizutragen.

Wir verweisen ferner

- a) auf den Sonderdruck aus dem DISKUS Nr. 4/56: Dr. Ursula Aarburg, „Das geisteswissenschaftliche Studium“. Ein Abriss der geisteswissenschaftlichen Ausbildung an der Universität

Der Student kauft gut und preiswert bei

Obst-Schmidt

Jügelstraße · Ecke Bockenheimer Landstraße
direkt auf dem Wege zur Universität

im allgemeinen und Anleitungen für die Durchführung selbständiger wissenschaftlicher Arbeiten,

- b) auf das Sonderheft VI der „Statistischen Monatsberichte“, Frankfurt a. M., 18. Jahrg. 1956, „Die soziale Lage der Studierenden an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. im Sommersemester 1955“ von Dr. Paul W. Reuff mit einem Vorwort des Direktors des statistischen Amtes und Wahlamtes, Herrn Prof. Dr. Rudolf Gunzert.

Die Sonderdrucke stehen unseren Mitgliedern auf Anforderung zur Verfügung.

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenh. Landstr. 131

(nähest der Universität)

Fernruf 77 55 89

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10

Gartenstraße 134 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken

Christliche Gesellschaft für Kultur e. V.
Frankfurt am Main

14. Dezember 1956

Herr Propst D. Asmussen

Heidelberg

spricht über das Thema

ÜBERWINDUNG DES BÖSEN IN DER WELT

um 20.00 Uhr im Volksbildungheim, I. Stock

Orient-Institut Frankfurt am Main

15. Dezember 1956

Herr Dr. Kurt Reinhard

vom Musikwissenschaftl. Institut der Universität Berlin

spricht über das Thema

Bei den Volksgruppen Inneranatoliens

(mit Farbdias und Lautaufnahmen)

um 18.00 Uhr im Hörsaal des Senckenberg-Museums

Eintritt frei für die Mitglieder der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V.“ Interessenten, die die Vorträge des Orient-Institutes laufend zu besuchen wünschen, bitten wir, ihre Anschrift beim Büro des Instituts, Savignystraße 65, Telefon 77 41 64, aufzugeben. Sie erhalten alsdann zu allen Vorträgen Einladungen.

Bekanntmachung der Universitätskasse!

Die Universitätskasse weist daraufhin, daß als letzter Zahlungstermin für die Studiengebühren des Winter-Semester 1956/57 der 23. Februar 1957 festgesetzt worden ist und bittet diesen Termin unter allen Umständen einzuhalten.

In der Bekanntmachung des Rektors (Termin-Merkblatt) ist gesagt, daß bei Überschreiten der Zahlungsfrist der Studierende aus dem Verzeichnis der Studierenden gestrichen und gleichzeitig das Semester nicht angerechnet wird.

Studierende

erhalten die

FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

als Abholabonnetten zum monatlichen

Sonderbezugspreis von DM 2,50

Frankfurter Allgemeine

ZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND

Entgegennahme der Bestellung und Alleinauslieferung für Studenten durch:

PETER NAACHER

Buchhandlung und Antiquariat für Universitätswissenschaften

FRANKFURT AM MAIN,

An der Bockenheimer Warte

PRIESTER-SEMINAR ST. GEORGEN

FRANKFURT AM MAIN-OBERRAD

Einem Teil der Auflage liegt ein Prospekt des Verlags „Neue Wirtschafts-Briefe“ bei; wir bitten um freundliche Beachtung.

Wir stellen richtig: Der in dem Artikel „Bulgarien, Zünglein an der Waage“ (DISKUS, Heft 8 Oktober 1956) genannte bulgarische Kommunistenführer heißt Fraitscho Kostaff.

**Stellungnahme des Rektorats zu der Demonstration
der afro-asiatischen Studenten**

1. Am Donnerstag, dem 1. 11. 1956, hat ein iranischer Student um die Genehmigung, in der Universität mit Plakaten für einen Schweigemarsch in der Stadt zu werben, der von der Polizei erlaubt sei. Der Rektor hat diese Erlaubnis verweigert, da die Universität politische Demonstrationen auf Universitätsgelände nicht dulden könne. Am Nachmittag des Freitag wurden alle Studenten darauf hingewiesen, daß politische Kundgebungen mit Bezug auf den Nahostkonflikt verboten seien, mit Ausnahme von Veranstaltungen karitativen Charakters.
2. Die Kundgebungen am Freitag, dem 2. 11., haben sich außerhalb des Universitätsgeländes abgespielt. Es waren daran auch auswärtige Studenten beteiligt. Die akademischen Behörden haben sich unmittelbar eingeschaltet, als ihnen mitgeteilt wurde, daß die Studenten auf das Universitätsgelände gedrängt wurden, und daß die Polizei dabei von dem Gummiknüppel Gebrauch machte. Der Rektor hat dann versucht, in Zusammenarbeit mit der Polizei die Studenten zu veranlassen, den Zug friedlich aufzulösen.
Die verhafteten Studenten sind noch im Laufe des Freitagabend nach Vernehmung wieder auf freien Fuß gesetzt worden.
3. Die akademischen Behörden prüfen gemeinsam mit dem Allgemeinen Studenten-Ausschuß die von studentischer Seite erhobenen Beschwerden. Eine Stellungnahme dazu in irgendeiner Richtung ist z. Z. noch nicht möglich. Die offizielle Vertretung der Frankfurter Studentenschaft hat auch noch keinerlei Resolution in dieser Sache gefaßt.

Hochschulnachrichten

Medizinische Fakultät

Herr Prof. Dr. Richard Mittermaier, bisher Universität Marburg, ist auf den ordentlichen Lehrstuhl für Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde berufen worden.

Herr Prof. Dr. Hans Naujoks ist von der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie zum Präsidenten für den nächsten Kongress gewählt worden, der voraussichtlich im Herbst 1958 in Frankfurt stattfinden wird.

Herr Prof. Dr. Werner Heinrich Haub hat den an ihn ergangenen Ruf auf das Ordinariat für Innere Medizin an der Universität Münster (Westf.) angenommen.

Philosophische Fakultät

Herr Prof. Dr. Wilhelm Heinen, Fulda, hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Münster (Westf.) angenommen.

Herr Prof. Dr. Franz Scholz, Königstein (Taunus), erhielt einen Lehrauftrag für Katholische Moraltheologie.

Herr Archivdirektor Dr. Hermann Meinert, Frankfurt, erhielt einen Lehrauftrag für „Geschichte der Stadt Frankfurt a. M.“.

Herr Dr. Herbert Eisenberger, Wiesbaden, erhielt einen Lehrauftrag für Lateinische Sprach- und Stilübungen.

Frau Dr. Isabel McCourt wurde mit der Wahrnehmung der Dienstgeschäfte eines Lektorats für englische Sprache beauftragt.

Naturwissenschaftliche Fakultät

Am 19. September 1956 verstarb der ordentliche Professor für Botanik und Direktor des Botanischen Instituts, Herr Dr. Camill Montfort.

Frau Prof. Dr. Maria Pia Geppert erhielt die *venia legendi* für mathematische Statistik.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Herr Prorektor Prof. Dr. Fritz Neumark ist zum korrespondierenden Mitglied des Belgischen Instituts für Finanzwissenschaft gewählt worden.

Evangelische Studentengemeinde

Akademische Gottesdienste

Sonntag, den 18. 11., 10.30 Uhr, Semestereröffnungsgottesdienst (Aula).
Mittwoch, den 21. 11., 10.00 Uhr, Gottesdienst zum Buß- und Bettag (Kapelle des Studentenhauses).
Ab Sonntag, den 25. 11., 10.00 Uhr, jeden Sonntag Gottesdienst (Kapelle des Studentenhauses).

Hochschulabende

Jeden Mittwoch 19.15 Uhr, soweit nicht anders angegeben in der Kapelle des Studentenhauses.
28. 11. Studentenfarrer Dr. W. Böhme „Der Anfang der Welt“
5. 12. Dr. E. Müller, Bad Boll „Die Überwindung von Klassenkampf und Gruppenegoismus“ (Hörsaal H).
12. 12. Studentenfarrer Dr. W. Böhme „Die Erschaffung des Menschen“.

Einführungsabende im November

Montag, den 19. 11., 19.15 Uhr, kleiner Klubraum des Studentenhauses, öffentlicher Diskussionsabend: „Der Studentenfarrer antwortet“.
Montag, den 26. 11., 19.15 Uhr, kleiner Klubraum des Studentenhauses, Abend für Studenten aus der DDR.
Donnerstag, den 29. 11., 19.15 Uhr, großer Klubraum des Studentenhauses, Gesellschaftsabend für Ausländer.

Seminar des Studentenfarrers

Montag, den 10. 12., 19.15 Uhr, kleiner Klubraum des Studentenhauses, „Die Lehre der Evangelischen Kirche nach der Augsburger Konfession“.
Arbeitsgemeinschaft evgl. und kath. Studenten
Dienstag, den 20. 11., 19.30 Uhr, kleiner Klubraum des Studentenhauses, „Die eine Wahrheit und die vielen Bekenntnisse“.

Treffpunkte

Klubabend jeden Mittwoch um 21.00 Uhr (großer Klubraum).
Singen (Kurrende) jeden Freitag um 19.45 Uhr (Kapelle).

Wochenendtagung

in der Evgl. Akademie Arnoldshain
Am 24./25. 11. mit Prof. Dr. H.-D. Wendland, Münster, „Situations- oder Ordnungsethik“, eine Besinnung über die Grundlagen der Gewissensentscheidung.

Katholische Studentengemeinde

Gottesdienste

So., 2., 9., 16. 12., 8.30 Uhr, Akademischer Gottesdienst in der Kapelle des Studentenhauses.
Di., 4., 11. 12., 7.30 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.
Mi., 5., 12. 12., 7.00 Uhr, Messe für Mediziner in der Rektorskappelle des Städtischen Krankenhauses, Ludwig-Rehn-Straße 7.
M., 5. 12., 19.00 Uhr, Kirchliche Adventsfeier in der Kapelle der Franziskanerinnen, Lange Straße 10 (zu erreichen mit den Linien 3, 9, 10, 15).
Do., 13. 12., 19.15 Uhr, Abendmesse in der Kapelle des Studentenhauses.
Fr., 7., 14. 12., 7.00 Uhr, Gemeinschaftsmesse in der Kapelle des Studentenhauses.

Veranstaltungen

Mo., 3. 12., 20.00 Uhr, Öffentlicher Vortrag in der Aula der Universität: „Das Wesen des Bolschewismus und die Abwehrkräfte des Westens“, Prof. Dr. Fedor Stepun, München.
Mi., 5. 12., 20.00 Uhr, Nikolausfeier der Studentengemeinde im großen Saal des Kämpinghauses, Seilerstraße 20, im Anschluß an die kirchliche Adventsfeier.
Fr., 7. 12., 20.00 Uhr, Biblische Arbeitsgemeinschaft im Arbeitsraum des Studentenhauses, „Ethos der Bergpredigt“, Studentenpfarrer Othmar Dessauer.
Mo., 10. 12., 20.00 Uhr, Offener Abend des Studentenpfarrers im Internationalen Treffpunkt des Studentenhauses, Zimmer 107, „Unterscheidung der Geister“.
Mi., 12. 12., 20.00 Uhr, Mediziner-Kreis im Kleinen Klubraum des Studentenhauses, „Pathologie der Sexualität (organische, funktionelle und hormonale Störungen)“, Dr. med. Degkwitz.
Fr., 14. 12., 20.00 Uhr, Biblische Arbeitsgemeinschaft im Arbeitsraum des Studentenhauses, „Ethos der Bergpredigt“, Studentenpfarrer Othmar Dessauer.

Selbstverwaltung

Auf einer Vollversammlung beschlossen die Frankfurter Studenten eine großzügige Hilfsaktion für die Opfer des ungarischen Aufstands. Auf dem Gelände der Universität wurde eine Sammlung unter dem Motto: „Studenten helfen Studenten“ durchgeführt. Am Schluß der Vollversammlung wurden von den beteiligten Studenten spontan 1150,— DM gespendet. Das Gesamtergebnis dieser Aktion wird auf annähernd 10 000 DM geschätzt. Gleichzeitig unterstützen die Frankfurter Studenten die Hilfsaktion des DRK durch eine in eigener Regie durchgeführte Straßensammlung und eine Stägige Haus- und Geschäftssammlung im Gebiet der Stadt Frankfurt. Diesen Sammlungen haben sich bisher 500 Studenten freiwillig zu Verfügung gestellt.
In einer zweiten Vollversammlung wurde beschlossen, den Opfern des Nah-Ost-Konflikts in derselben Weise zu helfen. DISKUS

Durch einen Beschluß des Vorstandes des Studentenwerks werden in beiden Frankfurter Mensen aus Gründen personeller Einsparung nur noch je ein Essen ausgegeben. Als Preis wurde 1,10 und 1,50 DM festgelegt. DISKUS

Wie wir aus unterrichteter Quelle erfahren haben, soll der zuständige Hochschulreferent des Hessischen Kultusministeriums in Wiesbaden gefordert haben, daß die Einnahmen der Mensa-Betriebe in Frankfurt um den Betrag des jährlichen Defizits erhöht werden. Das bedeutet eine Preiserhöhung von rund 20% pro Essen. DISKUS

Die Verkaufsleitung der Firma „OPEL“, Niederlassung Frankfurt, hat sich entschlossen, die Hilfsmaßnahmen der Frankfurter Studenten für die ungarische Bevölkerung durch die leihweise Überlassung eines Wagens zu intensivieren. Außerdem stellte die ESSO-AG., Frankfurt, zu diesem Zweck 50 Liter Benzin zur Verfügung. DISKUS

Der Landesverband Nordrhein-Westfalen hat, einen „on dit“ zufolge, mit dem Austritt aus dem VDS gedroht, falls es nicht gelänge, das Amt für Gesamtdeutsche Studentenfragen in Berlin, näher an den Verband heranzuziehen. DISKUS

Schlechter und teurer

Wie zum Schluß eines jeden Semesters war Ende Juli das Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester herausgekommen. Die Mehrzahl der Studentinnen und Studenten unserer alma mater wird sich gewiß gewundert haben, daß der Preis für das Verzeichnis von DM 1,— auf DM 1,30 gestiegen war.

Man wird mir nun mit pathetischen Redewendungen entgegenhalten, daß diese Preiserhöhung „schon lange geplant war“, daß sie jedoch mit „Rücksicht auf die schlechte pekuniäre Lage der Studenten“ immer wieder hinausgeschoben wurde, daß sie aber nun endlich geschehen müsse, da die „Selbstkosten nicht mehr gedeckt“ seien. Solche und ähnliche Floskeln sind uns allen hinlänglich aus dem Wirtschaftsleben bekannt.

Was den Kritiker auf den Plan rufen muß, ist die Tatsache, daß die Qualität trotz Preiserhöhung nicht einmal gleich geblieben, sondern sogar gesunken ist.

Die Seitenzahl ist (im Vergleich zum Sommersemester 1956) mit 140 geblieben. Was jedoch fehlt, sind die Bilder, die bisher das Vorlesungsverzeichnis etwas auflockerten. Waren diese Bilder zwar keine fotografische Offenbarung, so gaben sie doch einen

Kommilitoninnen, Kommilitonen!

Gerade die Ereignisse der letzten Tage haben bewiesen, wie wichtig eine wirksame Studentenvertretung für uns ist. Stellen Sie sich daher zur Wahl! Sorgen Sie durch Ihre Stimmabgabe dafür, daß nur die besten und fähigsten Kandidaten gewählt werden. Merken Sie sich die Termine vor:

**Fachschaftsversammlung am 23. und 26. Nov.
Vollversammlung am 19. November, 14 Uhr,
in der Aula**

Wahl am 28., 29. und 30. November

Es geht um Ihre Vertretung in allen studentischen Einrichtungen. Es geht um die Vertretung Ihrer Meinung in allen Fragen der Hochschulpolitik.

Wer nicht wählt, hat kein Recht zur Kritik.

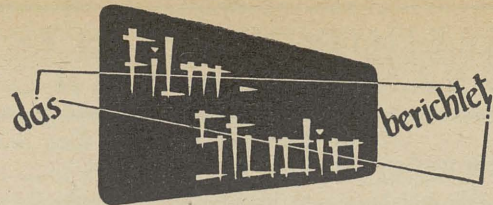
guten Einblick in die baulichen Verhältnisse unserer Universität. Ferner befinden sich Druckfehler im Text. Schließlich gilt die Kritik dem Stadtplan am Schluß. Ohne einer Korrektur unterzogen zu werden, wird dieses „Dings“ seit Semestern abgedruckt. Daß inzwischen bauliche Veränderungen stattgefunden haben, interessiert den Herausgeber nicht. Die Kunde vom neuen Studentenhaus ist anscheinend noch nicht zu seinen Ohren gedrunnen. Dafür ist der Platz der Fernheizung eingezeichnet! (Sehr wichtig, vor allem für das Wintersemester!)

Wenn wir für alle diese Mängel je 2% des früheren Preises für ein Verzeichnis ansetzen, um sie zu beheben, ergibt sich folgendes Bild:

1. Preiserhöhung	30%
2. Wegfall der Bilder	2%
3. Nichtgelesene Korrekturen	2%
4. Unvollständiger Stadtplan	2%
Summe:	36%

Der Preis für ein Vorlesungsverzeichnis ist also vom Wintersemester 1955/56 bis zum Sommersemester 1956 um 36% gestiegen. Der Produktionskostenindex für das Druckereigewerbe dürfte in diesem Zeitraum jedoch kaum um 36% gestiegen sein, da der Lebenshaltungsindex von 1950—55 nur um ungefähr 20% gestiegen ist. Auf dem Rücken der Studierenden wird hier etwas erreicht, was man in der betriebswirtschaftlichen Literatur als „Unternehmergewinn“ bezeichnet.

Im übrigen glaube ich kaum, daß Herr Professor Carlo Schmid sehr davon entzückt sein wird, daß ihm irgend so ein „neckischer“ Drucker seine Vorlesung auf Sonntagvormittag verlegt hat. (Seite 97). Fritz Lang



Mittwoch, den 14. November 14.00, 16.15 18.30, 21.00 Uhr

Donnerstag, den 15. November

Drôle de drame (Ein sonderbarer Fall)
(Originalfassung mit Untertiteln)
von Marcel Carné, 1937

Mittwoch, den 21. November 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 22. November 14.00, 16.15, 18.30, 21.00 Uhr

Symphonie eines Lebens
von Hans Bertram, 1942

Mittwoch, den 28. November 14.00, 16.15 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 29. November

Das letzte Wochenende (And then there were none)
von René Clair, 1945

Mittwoch, den 5. Dezember 14.00, 16.15 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 6. Dezember

Die letzte Etappe (Ostatni Etap)
von Wanda Jakubowska, 1948

Mittwoch, den 12. Dezember 14.00, 16.15 18.30, 21.00 Uhr
Donnerstag, den 13. Dezember

An die Freude (Till Glädje)
von Ingmar Bergmann, 1949

Dienstag, den 27. November 20.00 Uhr

Vortrag von Frau Dr. H. Kähnert:
Westliche Filme — Farbige Völker

Dienstag, den 4. Dezember 20.00 Uhr

Vortrag von Vjelko Dbrincic:
Die Filmproduktion in Jugoslawien

Ferienbrevier

Der Bundesstudentenring (die Dachorganisation der Studenten an den Universitäten, Ingenieurschulen und Pädagogischen Hochschulen) hat eine rührige Auslandsstelle: Sie legt ein umfangreiches — und, soweit wir beurteilen können, auch preisgünstiges — Winterprogramm vor für Studenten, ehemalige Studenten und Schüler der Ober-, Mittel- und Fachschulen. Darin ist die Rede von so angenehmen Dingen wie Skilagern am Arlberg, Jochberg bei Kitzbühel, Plattenkogel, von Studienreisen nach dem Orient, Griechenland, Italien, Mallorca und Paris, um nur einiges herauszugreifen. Wenn auch einzelne Angebote wie die Österreich-Ungarn-Fahrt oder die Ägyptenreise durch die politische Entwicklung überholt sein dürften, so kann es doch lohnend sein, sich in den Auslandsreferaten der Hochschulen das Programmheft einmal abzuholen.

„Hilfe für Ungarn“

Wie die Redaktion des DISKUS soeben erfährt, hatte die Straßen- und Haussammlung schon am ersten Tage einen großen Erfolg. Über das Gesamtergebnis der Büchsammlung läßt sich noch nicht genaues feststellen. Das auf diese Weise eingegangene Geld wird erst heute zusammen mit Vertretern des DRK gezählt. Die Gebefreudigkeit der Frankfurter Bevölkerung ist nach Aussagen der Sammler beträchtlich. Der Erfolg wird auf etwa 8000,— DM geschätzt.

Für die Haussammlung dagegen liegen Teilergebnisse des ersten Tages schon fest. Von den insgesamt 540 ausgegebenen Listen wurden bisher 70 abgerechnet. Der eingegangene Betrag beläuft sich auf 5409,11 DM.

Die Frankfurter Studenten haben sich zu „Sammelkommandos“ unter der technischen Leitung eines Obmanns zusammengeschlossen. Diese Sammelkommandos werden in dafür zur Verfügung stehenden Personenwagen zu den jeweiligen Brennpunkten des Verkehrs gefahren.

An der Sammelaktion „Hilfe für Ungarn“ beteiligen sich Studenten aller geistigen Richtungen. Korporierte arbeiten Hand in Hand mit Mitgliedern politischer Studentenvereinigungen und vielen nichtorganisierten Studenten. Ebenso beteiligen sich viele Studentinnen an dieser Aktion. Das Komitee hat sich spontan aus dem Willen aller Studenten zusammengefügt und arbeitet eng zusammen mit dem Allgemeinen Studentenausschuß. hs.

Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 (Am Goetheplatz)

Telefon: 93633 u. 95264

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Medizin, Technik,
Naturwissenschaften

Ebert-Küchenhoff-Meiß

DAS AMTSGERICHTLICHE DEZERNAT

begründet von Dr. EUGEN EBERT

15. Auflage

Beispiele und Verfügungsentwürfe für die gesamte amtsrichterliche Praxis unter Anführung der einschlägigen gesetzl. Bestimmungen und Ministerialerlasse
Das Werk erscheint in ca. 8 Lieferungen zu je 10 Bogen zum Preise von 12,— DM je Lieferung. Das Werk kann nur als Gesamtwerk abgegeben werden. Sechs Lieferungen liegen bereits vor, die restlichen erscheinen in rascher Folge.

Grundbuchwesen — Testaments- und Nachlaß-Sachen — Öffentliche Register — Rechtsstreit und Vollstreckung in das bewegliche Vermögen — Vollstreckungsschutz, Konkursverfahren, Vergleichsverfahren zur Abwendung des Konkurses — Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen — Das Strafverfahren — Familien- und Vormundschaftsrecht, Verschollenheitsrecht — Das Arbeitsgerichtsverfahren — Landwirtschaftsrecht.

VERLAG DR. GÜNTER ZÜHLSDORF
FRANKFURT A. M., OEDERWEG 39 A

Camera

Lichtspiele

AN DER BOCKENHEIMER WARTE

Gräfstraße 79

Telefon 777291

Anfangszeiten:

14.15 · 16.30 · 18.45 · 21.00 Uhr

Nur 2 Minuten von der Universität erwartet

Ihren Besuch.

Reduzierung auf „Entweder – oder“?

Betrachtung zum Aufbau des UNIVAC-Rechenroboters in Frankfurt am Main

Über elektronische Rechenanlagen wird wegen des Schleiers technischer Mystik, der über diesen sehr komplizierten Apparaturen liegt, viel geschrieben und gesprochen, und doch gelingt es nur dem spezialisierten Fachmann, die letzten Geheimnisse dieser Automaten mit ihren unglaublichen Daten zu verstehen. Deshalb sind auch Mißdeutungen ihrer Leistungsfähigkeit und Übertreibungen ihrer Möglichkeiten — als Beispiel etwa der Begriff „Elektronengehirn“ — nicht selten. Um so nachdenklicher stimmt eine Tagung, auf der erste Fachleute sachlich-nüchtern über Funktion, Wirkungsweise, Anwendungsmöglichkeiten und Grenzen dieser wunderbaren Geräte berichten, seien es Lochkartenmaschinen, Loch- oder Magnetbandgeräte mit Magnettrommeln oder Ferritspeichern. Daß diese Summierung von Tausenden von Einzelteilen und Schaltelementen, diese sinnreiche Kombination schon lange bekannter Einzelvorgänge solche für den Nichtfachmann kaum faßbaren Rechenleistungen vollbringt, ist in der Tat erstaunlich und grenzt ans Wunderbare. Wenn berichtet wird, daß eine Multiplikation zweier elfstelliger Zahlen in der Größenordnung von Mikrosekunden, allenfalls in Millisekunden (millionstel beziehungsweise tausendstel Sekunden) durchgeführt wird, eine Operation, zu der ein Mensch viele Sekunden bis einige Minuten benötigt, dann streckt man die Waffen, genau wie wenn der Astronom uns von Milliarden von Lichtjahren erzählt oder von Millionen Sonnen, die einen Spiralnebel bilden.

Doch zwei Gedanken sind es, die einen nicht mehr loslassen. Der erste betrifft die mengenmäßige Leistung solcher Rechenautomaten. Werden wir genügend Futter für diese Maschinen haben? Wird die Papierflut in den Verwaltungen und die Zahlenwut in den statistischen Abteilungen nicht erdrückende Maße annehmen? Wird das Sammeln und Bearbeiten von Zahlen und Daten nicht zum Selbstzweck? Werden die wichtigen Entscheidungen leitender Industrieller nicht zu starr und schablonenmäßig? Wird nicht die persönliche Initiative des Unternehmers langsam zugrunde gehen, wenn ihm der Automat jede Verantwortung abnimmt? Das sind Fragen, deren Beantwortung erst die Zukunft bringen wird. Die Maschinenmethode ist zwar be-

quem für die Manager, aber verwirrend für den Unternehmer, der sich seine Entscheidungsfreiheit nicht von einer Maschine entwinden lassen will. Hier heißt es sehr auf der Hut sein, damit ein Apparat nicht zum Selbstzweck wird.

Der zweite Gedanke ist im ersten Augenblick noch niederdrückender. Ist das System, nach dem auf dieser Welt geurteilt und entschieden wird, ein duales System? Gibt es nur ja oder nein, entweder — oder? Lassen sich — wie bei den Zahlen — alle Vorgänge ganz zuletzt auf die beiden Möglichkeiten ja oder nein zurückführen? Denn das Grundprinzip des Rechenautomaten beruht darauf, daß elektrische Schalter betätigt werden, die entweder Strom durchlassen oder nicht; es gibt für jeden Schalter also nur zwei Möglichkeiten, ein—aus, ja—nein, und hierin besteht das Wesen des dualen Systems. Ist eine solche Primitivität nicht erschütternd? Wie verträgt sich das mit dem Gedankenreichtum unseres geistigen Lebens? Soll unser Geist nichts anderes als ein Schalter werden, der nur „ein“ oder „aus“ kennt? Gewiß, es sind zahlreiche, oft viele und sehr viele logische Schritte notwendig, bis ein kompliziertes Problem, wenn es überhaupt



möglich ist, auf die Alternative ja—nein reduziert ist. Aber das macht dem Rechenautomaten nichts aus, jede Operation spielt sich ja in so unendlich kurzer Zeit ab, daß es praktisch gleichgültig ist, wieviele solcher Schritte nötig sind, bis das Problem oder die Gleichung auf die Ja-nein-Form gebracht ist.

Blick ins Ausland

Japan: Studentische Rundfunkgesellschaften, die über die örtlichen Sender eigene Programme verbreiten, gibt es jetzt in ganz Japan. In Nagoya fand kürzlich die zweite Zusammenkunft dieser studentischen Rundfunkgesellschaften statt. Mindestens einmal im Jahr soll unter möglichst großer Beteiligung ein gemeinsames Programm gesendet werden, etwa in der Form der erfolgreichen Sendungen „Blick auf die studentische Welt am Jahresende“ und „Vor den Semesterferien“, die als Gemeinschaftsprogramme von Tokio, Nagoya und Osaka bzw. Nagoya und Gifu gestaltet worden waren.

Studenten in Porkkala

Finnland: Zur Teilnahme an Wiederaufbauarbeiten im Gebiet von Porkkala, das kürzlich von Sowjetrußland an Finnland zurückgegeben wurde, hat sich eine große Zahl finnischer Studenten bereit erklärt. Man will im kommenden Winter mit den Arbeiten beginnen.

Philosophie liegt vorn

England: Die Hälfte aller jungen Leute, die in Großbritannien eine Hochschule besuchen, studiert weder Technik noch sonst ein modernes, „praktisches“ Fach, sondern Philosophie. Diese überraschende Tatsache kann man im Jahresbericht 1954/55 nachlesen, der soeben vom Hochschulausschuß des britischen Finanzministeriums veröffentlicht worden ist. Großbritannien hatte im vergangenen Studienjahr insgesamt 81 705 vollmatrikulierte Studenten. Von diesen studierten 35 000 Philosophie, 17 300 Naturwissenschaften, 14 000 Medizin, 10 600 Technik und 2 000 Landwirtschaft.

Numerus clausus in Cambridge

England: Gemäß einer Empfehlung des Rates der Universität Cambridge soll künftig der Erweiterung der einzelnen Colleges, der Vergrößerung des Lehrkörpers und dem Ansteigen der Studentenzahl Einhalt geboten werden. Die in den letzten Jahren erfolgten Erweiterungen seien, so sagte der Prorektor der Universität, „nicht im Interesse der Universität“. Während noch vor hundert Jahren nur fünfhundert Neuinsskriptionen alljährlich gezählt wurden, sind es heute 2500; in den Studentenheimen der Colleges wohnen heute sechstausend Studenten. Von jetzt an sollen keine neuen Fakultäten mehr gegründet werden; ferner soll die Studentenzahl in den einzelnen Colleges reduziert werden.

Auch ohne Griechisch

Belgien: Ein Gesetzentwurf über eine Reform der Verleihung akademischer Grade und die Änderung der Prüfungsordnung wurde dem belgischen Ministerrat vom Erziehungsminister unterbreitet. Danach soll auch den Studenten, die kein Griechisch gelernt haben, der Zugang zur juristischen Fakultät und denen, die kein Latein hatten, der Zugang zur naturwissenschaftlichen Fakultät ermöglicht werden.

Norwegen: Ein empfindlicher Mangel an akademisch gebildeten Arbeitskräften wird sich in wenigen Jahren in Norwegen bemerkbar machen. Schon jetzt ist die Nachfrage nach Akademikern größer als das Angebot; die Gründe dafür liegen im wesentlichen in der fortgeschrittenen technischen Entwicklung. Man hofft, diesen Mangel unter anderem durch einen großzügigen Ausbau der technischen Universität in Trondheim steuern zu können. Wie ferner verlautet, arbeitet man zur Zeit an der Universität Oslo einen Plan aus, der die Verkürzung der Studienzeit vorsieht.

50 Jahre Vermieter

Holland: Alle Zimmervermieter von Leiden, die zehn Jahre oder länger Studenten als Untermieter aufnahmen, wurden von der Studentenschaft zu einem geselligen Beisammensein im Klubhaus eingeladen. Die bewährtesten Zimmerwirte wurden bei dieser Gelegenheit prämiert, wobei der Hauptpreis an einen Leidener fiel, der bereits seit fünfzig Jahren an Studenten vermietet.

Ausländerstudium ohne Stipendium nahezu ausgeschlossen

Die Statistik zeigt im Vergleich zu einer ähnlichen Untersuchung, die im Jahre 1954 durchgeführt wurde, daß die Zahl der ausländischen Studenten in Deutschland um fast fünfzig Prozent gestiegen ist. Zurückgehen mag das unter Umständen auf die durch das Auswärtige Amt und den Deutschen Akademischen Austauschdienst erhöhte Zahl der zur Verfügung gestellten Stipendien. Andererseits wurde das Studium ausländischer Studenten in Deutschland auch aus Mitteln der Industrie und der Wirtschaft gefördert. Auf Grund der Stabilisierung der deutschen Währung und des damit nach vielen Ländern bestehenden Währungsgefälles wird es nur in wenigen Fällen einem ausländischen Studenten möglich sein, sein Studium in Deutschland aus eigenen Mitteln, ohne zusätzliche Hilfe von anderer Seite zu finanzieren. Daß die Zahl der ausländischen Studenten an deutschen Hochschulen dennoch gestiegen ist und weiter wächst, ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß man in der Bundesrepublik die Bedeutung des Ausländerstudiums erkannt hat.

Grau ist alle Theorie

Auf dem Ärztekongreß legte Bundestagspräsident Dr. Eugen Gerstenmaier seine Gedanken zu einem „Grauen Plan“ dar. Dieser soll eine entscheidende Förderung der Wissenschaft in der Bundesrepublik zum Ziele haben. Gerstenmaier versprach, sich künftighin intensiv dafür einsetzen zu wollen. Der Plan bezieht seinen Namen auf die graue Farbe der Gehirnmasse. Wie erinnerlich wurden für den „Grünen Plan“ der Landwirtschaft drei Milliarden bewilligt. Es ist also zu wünschen, daß es nicht bloß bei der Analogie der Namen beider Pläne bleibt.

Nachwuchssorgen

Immer lauter wird die Forderung, dem akuten Mangel an Fachkräften in den naturwissenschaftlich-technischen Berufen, vor allem aber auf dem plötzlich so ins Unermessliche gewachsenen Gebiet der Kernwissenschaft und Kerntechnik zu steuern. Es liegt in den Verhältnissen der Nachkriegszeit begründet, daß dieses Problem gerade in Deutschland außerordentlich akut ist und kaum von heute auf morgen gelöst werden kann. Aber auch Länder, in denen Forschung und Entwicklung unbehindert weitergehen, bereitet der Mangel an Fachleuten und vorläufig auch an Nachwuchskräften große Sorgen, wie das Beispiel der Vereinigten Staaten zeigt.

Die Befürchtung, daß dieses Dilemma mit den kommenden Jahren eher noch größer werden wird, bevor wirklich einmal Abhilfe geschaffen werden kann, ist nicht unberechtigt; wie nämlich auch aus Kreisen der amerikanischen Atomenergie-Kommission verlautet, werden in den USA in den nächsten 25 Jahren beispielsweise mindestens 23 000 Ingenieure und Wissenschaftler allein auf dem Sektor Atomenergiewirtschaft benötigt. Wenn dieser Bedarf gedeckt werden soll, müßten allein für die Aufgaben dieses Industriezweiges jährlich 2000 bis 3000 Ingenieure und Wissenschaftler ausgebildet werden — in Wirklichkeit aber wird nicht einmal der dritte Teil dieser Zahl erreicht.

Die AEC hat sich von Anfang an bemüht, diesen Schwierigkeiten nach besten Kräften zu begegnen. Dennoch ist es bisher nicht gelungen, das im Rahmen des amerikanischen Atomenergieprogramms erforderliche Fachpersonal in ausreichender Zahl auszubilden, obgleich auch die Hochschulen ihr Möglichstes dazu beitragen. Bereits 1946 hatten etwa 30 Universitäten und Colleges der amerikanischen Südstaaten gemeinsam das Oak Ridge Institute of Nuclear Studies gegründet, das neben zahlreichen Aufgaben der Forschung und Entwicklung auch das Ausbildungsprogramm der US-Atomenergie-Kommission auf dem weiten Feld der Radioisotopen wahrnimmt.

Daß es aber nicht nur an Jungakademikern und -technikern, sondern selbst an Lehrkräften zur Ausbildung dieses Nachwuchses fehlt, geht nicht zuletzt aus der Tatsache hervor, daß die AEC erstmalig einen zweimonatigen Sonderkurs für 60 Dozenten und Professoren aus dem Maschinenfach eingerichtet hat.

Um nun aber die Lösung des Nachwuchsproblems gewissermaßen auch von langer Hand vorzubereiten, will man schon in den Oberschulen versuchen, eine gewisse Auswahl zu treffen; Forschung und Industrie haben sich die Lehrer der naturwissenschaftlichen Fächer und der Mathematik zu ihren Verbündeten erkoren, die ja die entsprechenden Begabungen bei der Mehrzahl ihrer Schüler zu dem entscheidenden Zeitpunkt der Berufswahl schon recht gut zu beurteilen vermögen und die geeigneten Personen sind, bei den Jugendlichen Begeisterung für den Beruf zu wecken, der ihnen am besten liegen dürfte und in dem sie aller Voraussicht nach auch später am meisten leisten können.

„Dr.“ — leicht gemacht

Auch ohne abgeschlossenes Hochschulstudium können in Ostdeutschland Arbeiter künftig das Diplom einer Fachrichtung als akademischen Grad erhalten und sich Doktor nennen. Dies geht aus der neuen „Verordnung über die Verleihung akademischer Grade“ hervor, die jetzt vom Ministerrat erlassen wurde. Danach genügt es, wenn Werk tätige ein Examen ablegen, um den Dokortitel zu erwerben. Welcher Art dieses Examen sein soll, ist aus der Verordnung nicht zu ersehen. Gleichzeitig wird festgelegt, daß in der Sowjetunion oder in den anderen Ostblockstaaten abgelegten Abschlußexamen und Diplomprüfungen die gleichen Rechte wie die entsprechenden deutschen Examina verleihen. Auch wird der im Ostblockbereich gültige Grad „Kandidat der Wissenschaften“ dem Dokortitel in Ostdeutschland gleichgestellt.

Ein Bismarckbrevier

In der nationalen Literatur der vergangenen 60 Jahre war wohl kein anderer deutscher Staatsmann so häufig Objekt kritischer und kritikloser Betrachtung wie Otto von Bismarck. Schier unerschöpflich sind die Quellen für den Historiker, denn der Gründer des II. Deutschen Reiches pflegte auch eine bedeutsame und zahlreiche private Korrespondenz. Mehr Meister des geschriebenen als des gesprochenen Wortes, zeugen seine Dokumente aus der privateren Sphäre, gleichgültig, ob sie sich mit den persönlichen Dingen des Familienlebens befassen oder mit Gedanken über das Wesen der Politik, gegen die landläufige Auffassung vom „Eisernen Kanzler“. Zwei Briefe, in der Bismarckforschung bisher weniger oder kaum beachtet, seien deswegen dem Leser besonders anempfohlen. Dies sind der Brautwerbebrief an Herrn von Puttkamer und ein Schreiben an den Gutsbesitzer Andrea in Roman. Ein Zitat aus dem letzten sei hier gestattet:

„Als Staatsmann bin ich nicht einmal hinreichend rücksichtslos, meinem Gefühl nach eher zu feig, und das, weil es nicht leicht ist, in den Fragen, die an mich treten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Wer mich einen gewissenlosen Politiker schimpft, tut mir unrecht, und soll sich sein Gewissen auf diesem Kampfplatz erst selbst einmal versuchen.“

Es ist das Verdienst des List-Verlags, durch sein Büchlein: „Bismarck, Mensch und Staat“ dem Menschen Bismarck mehr Zeilen gewidmet zu haben, als bis vor kurzem aus naheliegenden Gründen erwünscht war.

Str.
Bismarck, Mensch und Staat, List-Bücher, Band 74, Preis: 1,90 DM.

Herausgegeben von: Max von Brück, Michael Freund, Robert Haerdter, Fritz Hauenstein, Herbert Küsel, Albert Oeser, Benno Reifenberg, Dolf Sternberger

Die innere Freiheit ist und bleibt das Lebenselement für jeden Journalismus, wie auch die äußere Unabhängigkeit. „Die Gegenwart“, ihre Redaktion, ihr Verlag verbürgen beides. Alle, die sie lesen — und es sind nicht die Schlechtesten in Deutschland — bezeugen, daß diese Zeitschrift nie der Routine verfallen ist. Sie wird angesichts der Ereignisse geschrieben, in jedem Heft neu geschaffen. Das ist nur möglich, wenn die Grundhaltung fest bleibt. Das offenbart sich im Charakter der hier gesprochenen Sprache. Die Tragweite jeder Formulierung, ja jedes Wortes wird ständig erwogen. Umriss einer Weltpolitik zeichnen sich ab. Klarheit über Hauptrichtungen innerhalb

des wirtschaftlichen und politischen Lebens kann nur aus einem gewissen Abstand gewonnen werden. Das ist der Sinn unserer Zeitschrift: politische, wirtschaftliche, geistige Strömungen wahrzunehmen, ihren Lauf zu verfolgen. Die Fakten und ihre Analyse — ohne diese Grundvoraussetzungen bleibt das politische Denken nur bei Mutmaßungen und endet in Träumen. Zuweilen fällt es schwer, die Tatsachen beim Namen zu nennen. Davor darf man sich nicht scheuen. Die „Gegenwart“ antwortet der Aktualität und prüft die Ereignisse auf ihre möglichen Folgen. Das gibt ihr die Ernsthaftigkeit, die ihr eigentümliche Beharrlichkeit. — Interessenten erhalten auf Wunsch gern ein kostenloses Probeheft.

Zeitkritische Beiträge in der Tradition der Frankfurter Zeitung
Kommentare — Vierteljahres-Übersichten — Literarischer Ratgeber

Die Gegenwart
im Verlagshaus Frankfurter Societäts-Druckerei, Frankfurt/M., Frankenallee 71-81

Partnerschaft mit Waffen-SS?

In den Aachener Nachrichten vom 7. März 1945 war eine Botschaft von Thomas Mann an die Leute von Aachen und Umgebung abgedruckt. Da heißt es, „Ein schweres dürftiges Leben erwartet Deutschland. Wie könnte es anders sein. Ein Leben, das für geraume Zeit nicht dem eigenen Wohlsein, sondern dem Versuch der Wiedergutmachung himmelschreiender Untaten gewidmet sein muß, die Hitler Deutschland und anderen Völkern zugefügt. Ein überall angelaufener Haß muß allmählich abgetragen, allmählich beschwichtigt werden...“ Das Wohlsein ist — zumindest im westlichen Teil Deutschland — schneller wieder eingekehrt, als wir es damals je zu hoffen wagten. Weil alle Untaten wieder gutgemacht und aller Haß schon abgetragen oder beschwichtigt werden konnte? Wer wagt mit reinem Gewissen solches zu behaupten?

Wir wissen, daß die Alliierten — sie kamen als Sieger und nicht als Befreier nach Deutschland! — keineswegs schon 1948 zu der Überzeugung gelangten, unsere Kriegsschuld sei abgetragen und darum könnten wir uns wesentlich wieder der Befriedigung eigener Bedürfnisse zuwenden. Das Wohlsein ist bei uns eingekehrt als das Abfallprodukt einer politischen Entwicklung, welche die Sieger über die Barbarei des Hitlerfaschismus in zwei getrennte, einander feindlich gesinnte Lager trieb. Diese Entzweiung hatte die Teilung Deutschlands zur Folge und Deutschlands Hälften — ungefragt in die beiden sich konsolidierenden Blöcke einbezogen — wogen von da an als potentielle Interessenpartner. Partner aber heischen Konzessionen und müssen, sofern sie zuverlässig werden und bleiben sollen, diese auch erhalten.

Doch übersehen wir nicht: Deutschlands Kriegsschuld ist ebenfalls gestundet. Wir bürgen für die Tilgung mit der Teilung unseres Landes. Es hieße aber unser Verlangen nach Wiedervereinigung verraten, unsere Kriegsschuld sei abgetragen und darum könnten wir uns wesentlich wieder der Befriedigung eigener Bedürfnisse zuwenden. Das Wohlsein ist bei uns eingekehrt als das Abfallprodukt einer politischen Entwicklung, welche die Sieger über die Barbarei des Hitlerfaschismus in zwei getrennte, einander feindlich gesinnte Lager trieb. Diese Entzweiung hatte die Teilung Deutschlands zur Folge und Deutschlands Hälften — ungefragt in die beiden sich konsolidierenden Blöcke einbezogen — wogen von da an als potentielle Interessenpartner. Partner aber heischen Konzessionen und müssen, sofern sie zuverlässig werden und bleiben sollen, diese auch erhalten.

Verfolgt man mit Aufmerksamkeit die Anstrengungen der Bundesrepublik — sie erhebt schließlich den Anspruch die einzig rechtmäßige Nachfolgerin des Deutschen Reiches zu sein — so kann man sich des fatalen Eindrucks nicht erwehren, daß sie ihr Hauptaugenmerk darauf richtet, den Verpflichtungen als NATO-Partner gerecht zu werden. Dann kommt die Wirtschaft und das Wohlergehen. Moralische Prestige und das kompromißlose Distanzieren von dem gestern bei uns Geschehenen sind die Aufgaben karitativer Einrichtungen und einiger Zirkel geworden, die noch hin und wieder in einigen Zeitungen erwähnt und in einigen Reden der Prominenten lobend erwähnt werden.

Unter dem Schlagwort der Bündnistreue und den daraus angeblich resultierenden terminlichen Verpflichtungen, betreiben wir eine Aufrüstungspolitik, die, wenn sich mahnende Stimmen erheben, nur und immer wieder mit militärtechnischen Argumenten gerechtfertigt wird. Nicht die Tatsache der Wiederbewaffnung als solche soll hier noch einmal einer Kritik unterzogen werden, auch nicht die Form ihrer Verwirklichung durch eine allgemeine Wehrpflicht. Genügend Menschen auch außerhalb der parlamentarischen Opposition, deren Urteile und deren Kritik in der deutschen und in der ausländischen Öffentlichkeit über alle Verdächtigungen erhaben sind, haben vergebens ihre Bedenken angemeldet. Die Mehrheit des Bundestages hat vorläufig entschieden. Doch der vor einigen Wochen bekannt gewordene Beschluß des Gutachterausschusses, auch Angehörige der ehemaligen Waffen-SS bis hin zum Obersturmbannführer in die Bundeswehr „unter bestimmten Voraussetzungen“ zu übernehmen, hat im In- und Ausland viel zornige und entsetzte, hämische und resignierte Kommentare ausgelöst. Der Bayerische Rundfunk (leider nur dieser) brachte darauf im Zeitfunk eine Sendung: „Die Bundeswehr und die Waffen-SS“. Wer sie gehört hat und vielleicht daraufhin noch einmal ein Buch wie Kogons SS-Staat zur Hand nahm und vielleicht die Urteilsbegründung des Internationalen Militärtribunals über die SS durchlas, der kann solchen Aufbauplänen unseres Bundesverteidigungsministeriums kein wohlwollendes Verständnis entgegenbringen. Die Bundeswehr soll ein Glied in einer größeren Verteidigungsgemeinschaft werden, und wir leisten es uns, daß sie (beargwöhnt,

seit die ersten Pläne zu ihrer Errichtung diskutiert werden) gleich zu Anfang mit einer Einheit in Verbindung gebracht wird, die als der verbrecherische Kern des nationalsozialistischen Deutschlands gelten muß. Das geschieht, ehe diese Bundeswehr die zweifellos noch ausstehenden innen- und außenpolitischen Belastungsproben überstanden und zwar mit Lob überstanden hat!

Die SS und die aus ihr hervorgegangene Waffen-SS sind in Nürnberg als verbrecherische Organisationen verurteilt worden. In diesem Urteil kommt zum Ausdruck, daß etwa ein Drittel der Mitglieder der Waffen-SS zwangsweise rekrutiert worden waren. Eine Unterscheidung aber zwischen E i n h e i t e n, die sich verbrecherischer Maßnahmen schuldig machten und solchen, die davor frei blieben, erwies sich als unmöglich. Haben wir in Deutschland etwas dazu getan, um der Lösung dieser Frage näher zu kommen? Haben wir versucht, das damals auf Grund des Beweismaterials notwendig gefällte Kollektivurteil zu differenzieren und dadurch zu entkräften? Mehr als 10 Jahre sind ungenutzt vergangen! Die Hilfsverbände der Waffen-SS hingegen haben der Kollektivverurteilung eine Kollektivreinwaschung entgegenzusetzen versucht, obschon sie noch am ehesten in der Lage gewesen wären, die schwarzen von den weißen Schafen zu scheiden.

Die Entscheidung des Verteidigungsministeriums setzt die Bundeswehr der Gefahr aus, daß sich ein Makel auf sie überträgt, wie es der Organisation der Waffen-SS anhaftet und wie es damit auch — ob zu Recht oder zu Unrecht — jedes ihrer ehemaligen Mitglieder in irgend einer Weise kompromittiert. War das nicht zu verhindern?

Der neue Besen

Das innere Gefüge der neuen Bundeswehr scheint noch einmal gerettet: Wehrpflichtige werden wenig Gelegenheit finden, unter neugebackenen Vorgesetzten auch solche anzutreffen, die einst die Verwandten, Eltern oder Geschwister des Rekruten einer „Endlösung zugeführt“ haben. Nicht jeder im Zeichen des Hakenkreuzes begangene Mord ist schon verjährt und vergessen, nicht jeder Mörder verurteilt. Von juristischen Konsequenzen abgesehen: Es kann niemandem zugemutet werden, unter den Henkern der Konzentrationslager des Tausendjährigen Reiches heute Wehrdienst zu leisten.

Angriffe in der Presse und Erklärungen gewichtiger Politiker haben es dem jungen Verteidigungsminister Strauß erleichtert, mit der Praxis seines Vorgängers Theodor Blank durch folgende Bekanntmachung zu brechen:

1. Ehemalige Waffen-SS-Offiziere ab Dienstgrad eines Obersten oder Generals werden nicht wiederverwendet.
2. Die Einstellung der Waffen-SS-Offiziere vom Dienstgrad eines Oberleutnants an abwärts kann nicht erfolgen, wenn nicht die vom Personalgutachterausschuß vorgeschlagenen und vom Bundesverteidigungsministerium übernommenen Bedingungen erfüllt sind:
 - Besondere Prüfung der Bewerber.
 - Überzeugtes Abrücken von den Vorstellungen des Nationalsozialismus und der Waffen-SS.
 - Prüfung der besonderen Umstände, die zu einer Versetzung von der Wehrmacht oder der Polizei zur Waffen-SS geführt haben.
3. Es steht fest, daß eine große Zahl ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS ohne ihr eigenes Zutun oder gar gezwungen in die Waffen-SS eingestellt worden ist.
4. Mit dem Ziel
 - a) eine allen politischen Bedenken Rechnung tragende Lösung zu finden,
 - b) getreu rechtsstaatlichen Grundsätzen, individuelles Unrecht zu vermeiden, ferner
 - c) eine einheitliche Handhabung sicherzustellen,
 wird aus demokratisch in jeder Hinsicht besonders bewährten und einwandfreien Offizieren eine zentrale Prüfgruppe errichtet, die durch zwei Beisitzer ver mehrt werden soll. Der Personalgutachterausschuß ist vom Bundesminister für Verteidigung gebeten worden, der Prüfgruppe zwei Beisitzer aus seinen Mitgliedern zur Verfügung zu stellen.

Gewiß, auch unter Blank wurde nicht jeder SS-Offizier unbesehen mit entsprechendem Rang zur Bundeswehr übernommen. Dem Vernehmen nach hat man einige dreißig eingestellt und über tausend abgelehnt. Die Ablehnung wurde jedoch in keinem Fall mit der Vergangenheit der Betroffenen begründet, sondern mit ihrer mangelnden körperlichen Tauglichkeit und fehlender geistiger Reife — diese stand bei jener Elite des Führers demnach offensichtlich nicht hoch im Kurs. Bedenklich aber stimmte das Verfahren. Die ehemaligen SS-Männer wurden bisher ohne Rücksicht auf die auch Blank schon vorliegenden Empfehlungen des Personalgutachterausschusses genau so summarisch geprüft und eingestellt, wie alle anderen Bewerber auch. Das wäre nur vertretbar, wenn die Waffen-SS wirklich nichts anderes als eine Fronttruppe gewesen wäre, wie heute so gern von ihren Angehörigen behauptet wird. Gerade das aber trifft nicht zu.

Vergegenwärtigen wir uns einmal die Entstehungsgeschichte. Mit der eigentlichen SS, der Leibstandarte, der Gestapo oder dem SD war die Waffen-SS gewiß nicht identisch. Stammeinheiten der ersten Waffen-SS-Verbände — dieser Terminus taucht im offiziellen NS-Sprachgebrauch während des Frankreichfeldzuges auf — waren aber jene Totenkopfstandarten, deren Standorte Buchenwald, Oranienburg und Dachau hießen. Die Waffen-SS bestand bei ihrem Beginn aus den Wächtern, Henkern und Folterknechten der Konzentrationslager. Auch Männer aus den berüchtigten SS-Polizeiregimentern wurden später in die Waffen-SS überführt. Sie alle haben wahrlich kein Recht darauf, in die Bundeswehr übernommen zu werden.

Im Verlauf des Krieges hat sich die Waffen-SS vergrößert. Freiwillige aus allen Teilen Deutschlands und allen Ländern Europas stießen zu ihr, Wehrmachtsverbände — z. B. einmal sogar eine ganze Luftwaffen-Felddivision — wurden geschlossen übernommen, einzelne Männer zu ihr abkommandiert oder gezogen. Für sie war die Waffen-SS sicherlich in erster Linie eine Fronttruppe. Aber nicht für alle ist sie geblieben. Immer wieder wurden SS-Verbände vorübergehend aus der Front herausgezogen und zu „Polizeiaktio-

nen“ im Hinterland, als Terror-, Raub- und Mordkommandos verwandt. Jeder einfache SS-Mann Meier kann sich dabei hervorgetan und mit persönlicher Schuld beladen haben, zum Verbrecher geworden sein. (Einer der tierischsten KZ-Schergen war zufällig ein zunächst sehr gegen seinen Willen in die SS übernommener Luftwaffensoldat. Ob man sich freiwillig zur SS gemeldet hat oder dorthin gezwungen wurde, kann also nicht entscheidend sein.)

Hier wird kein Kollektivurteil gegen die Waffen-SS gefordert. Wir wollen Gerechtigkeit. Für die Mörder, für die Henker, für die Unschuldigen. Auch für die, die demnächst unter dem Kommando von ehemaligen SS-Leuten stehen werden. Deshalb begrüßen wir, daß sich der neue Verteidigungsminister zur ernsthaften Überprüfung von SS-Bewerbern durchgerungen hat. Persilscheine und hochtönende Bekenntnisse über das Abrücken von nationalsozialistischer Weltanschauung und „Bejahung der Demokratie und des 20. Juli“ im forschen Fragebogenstil sind noch kein Beweis für persönliche Integrität und Eignung zur Bundeswehr. Gerade bei ehemaligen SS-Leuten besteht Verdacht, daß ihr Drängeln zur Bundeswehr weniger der Sorge um die Demokratie als der Liebe zum Handwerk und einem posthumen Kollektivrechtferdigungsdrang entspringt.

Ohne die Wiederverwendung von SS-Männern in den Augen der Deutschen und des Auslandes damit allgemein als gerechtfertigt anzusehen, bleibt folgende Forderung: Jeder Bewerber muß selbst die Beweislast für seine Vergangenheit tragen. Und auch den bisher — unter Vernachlässigung der auch Blank bereits bekannten Vorschläge des Personalgutachterausschusses — Eingestellten dürfte eine Überprüfung nach den Richtlinien des neuen Ministers in ihrem eigenen und unserem Interesse nur dienlich sein. Dies gilt auch für „einfache“ Soldaten.

Udo Kollatz



Wer klug ist,
läßt sich helfen

Die elektrischen Geräte sind die
Heinzelmännchen unserer Zeit.
Sie erleichtern das Leben und
bereiten jahrelang immer wieder
von neuem Freude. Darum:

Mach dir's leichter,
mach's elektrisch

Röver "junior"
reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsführung für die Alltags-Kleidung

1 Anzug gereinigt	DM 3,90
1 Kostüm gereinigt	DM 3,90
1 Sakko gereinigt	DM 2,10
1 Hose gereinigt	DM 1,80
1 Pullover gereinigt	DM 1,70

1 Kleid gereinigt

Lieferzeit: 1 Tag

2.- DM
2.50

Nächste Annahmestelle bei der Universität
Adalbertstraße 7 • an der Bockenheimer Warte
Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

besagte, daß eine Teilmobilmachung genüge. Sie behielt recht.

Als sich die Spannung zwischen dem Präsidenten und General MacArthur über die Fortführung des Krieges in Korea verschärfte, wies dasselbe Elektronengehirn mit überzeugenden Zahlen nach, daß ein eventueller Kriegseintritt Amerika zu früh und unvorbereitet trafe.

Heute wird beim Long-Planning-Staff des amerikanischen Außenministeriums mit Hilfe von „fließenden“ Gleichungen und einer äußerst ausgeprägten Korrelationsrechnung auf elektronische Weise jede neue Entwicklung und jede veränderte Situation erfaßt und mathematisch durchleuchtet.

Statt Abschluß — Aufschluß

Die Probleme der Unternehmensleitung sind denen der Staatsführung eng verwandt. Die wissenschaftlichen Methoden, die bisher vornehmlich dem Staate gedient haben, können auch dem Unternehmen nutzbar gemacht werden. Ein neues Zeitalter für das Management ist angebrochen. Tausende von Entscheidungen müssen täglich von Unternehmern gefällt werden, oft ohne Kenntnis der letzten Konsequenzen und Zusammenhänge — Entscheidungen also, die vom Zufall und der Stimmung des Augenblicks abhängig sind.

An die Stelle des Fingerspitzengefühls wird in Zukunft das Wissen um die künftigen Auswirkungen von Maßnahmen treten. So wie heute für die Vergangenheitsrechnung ein wirtschaftlicher Abschluß jeden Monat angestrebt wird, so wird eine Zeit kommen, in der ein Aufschluß über den nächsten Monat und über die nächste Zukunft regelmäßig geliefert wird.

Bei der Zukunftsbestimmung handelt es sich nicht um Wahrsagerei. Die Elektronen-Einheit prophezeit nicht, sie rechnet. Sie verlängert die Kurve der Entwicklung um einen Monat voraus, nachdem sie vorher genau untersucht hat, welche Veränderungen sich inzwischen anbahnen. Das Wachstum eines Unternehmens ist in der Regel ein organisches, wie es bei allen Organismen der Fall ist, die aus sich selbst wachsen und sich aus sich selbst entwickeln.

Was eignet sich für Forecasting?

Die Programme haben einen gewissen Vorzug, die regelmäßig wiederkehren und deren Ergebnisse einen kontinuierlichen Nutzen abwerfen. Es sind dies vor allem:

Materialbedarfs-Planung, Maschinenbelastungs-Planung, Finanz-Planung, Vertriebs-Planung.

Darüber hinaus eignen sich präzise formulierte Aufgaben, z. B.:

„Welches ist der optimale Standort im Bundesgebiet für ein Aluminiumwerk?“

„Welches ist die optimale Produktionsmenge und welches ist mein optimales Produktionsprogramm?“

„Wie sind die Auswirkungen einer soundsoviel prozentigen Lohnerhöhung, und wie treffen sie mein Unternehmen?“

Die Entwicklung dieser Forecasting-Programme verlangt eine monatelange mathematische Arbeit, die oft nur von Berufsmathematikern erfüllt werden kann. Hinzu tritt eine fundierte elektronische Datenverarbeitung. Für eine Reihe von betrieblichen Funktionen existieren bereits thematische Modelle, die jedoch von Fall zu Fall auf die betrieblichen Gegebenheiten abgestellt und abgewandelt werden müssen. So wurde kürzlich eine Methode zur Feststellung der jährlichen Gesamt-Mindestkosten sowie für die wirtschaftlichste Bestellmenge bekannt.

Ein Industrie-Unternehmen, das in Zukunft diese und ähnliche Methoden zur Festigung seiner Marktstellung benützt, wird sicher zu einem gefährlichen Gegner für alle Konkurrenten, die sich diesen Möglichkeiten verschließen.

Härtere Absatzmethoden

Automatische Fertigungsmethoden bedeuten für den Markt einen ununterbrochen fließenden Warenstrom, der auch ebenso kontinuierlich abgesetzt werden muß. Die Anpassungsfähigkeit an strukturelle, konjunkturelle und saisonale Veränderungen schwindet, wenn nicht neue Methoden der Marktforschung und geeignete Formen einer langfristigen Unternehmungskontrolle Abhilfe schaffen. Auftragseingang und Produktionshöhe müssen aufeinander abgestimmt sein. Je länger aber die zwischen Produzent und Käufer geschaltete Handelskette ist, desto langsamer wird der Fabrikant auf Nachfrageänderungen reagieren können. Die automatische Fabrik muß also bestrebt sein, eine möglichst kundennahe Absatzorganisation aufzuziehen. Das kann geschehen, indem die Ware — bei ausreichend großem Sortiment — unter Umgehung des Handels direkt an den Verbraucher verkauft wird oder durch das Einschalten einer direkt der Geschäftsleitung zugeordneten Stelle, die alle gegensätzlichen Wünsche der Produktion und des Verkaufs koordiniert.

Diese Umschichtung bei den Trägern der Absatzfunktion wird zweifellos weitertragende wirtschaftliche und soziologische Strukturveränderungen im Gefolge haben als sie sich jetzt schon in Prognosen darstellen lassen. „Härtere“ Absatzmethoden werden notwendig sein, um bei breiten Käuferschichten den für die automatisch produzierten Massenartikel notwendigen Markt zu schaffen. Der „moderne Konsumstil der Massengesellschaft“ wird in den Gütern der automatischen Fabriken das notwendige Äquivalent finden. Die Standardisierung des Konsums wird die soziale Rangordnung noch mehr nivellieren. Der Einsatz von schnellrechnenden und ständig überwachten Rechenautomaten gibt dem Großbetrieb neue Möglichkeiten einer umfassenden Preisdifferenzierung. Fein ausgeklügelte Rabattsysteme, die heute aus rechen- und verwaltungstechnischen Gründen undurchführbar sind, werden mit Hilfe der Elektronik für eine Abschöpfung der Konsumentenrenten sorgen.

Automation — Angst und Hoffnung (II)

Von Günther Gruppe

Die Einführung der elektronischen Automation in die Verwaltung wirkt neue technische, organisatorische und betriebswirtschaftliche Probleme auf. Im ersten Teil dieses Aufsatzes (DISKUS Juli 1956) wurden Zweck, Arbeitsweise, Leistung, Speicherfähigkeit, Anschluß- und Verbindungsmöglichkeiten für Eingabe und Ausgabe sowie Kontrolle und Korrektur der heute arbeitenden elektronischen Rechenmaschinen erläutert. Im folgenden sollen hauptsächlich praktische Anwendungsbeispiele elektronischer Bearbeitung von Verwaltungsfällen gegeben werden, wie sie kürzlich vom Hessischen Institut für Betriebswirtschaft, Frankfurt am Main, unter der Leitung von Obering. F. Martin, Köln, vor einem größeren Interessentenkreis demonstriert wurden.

Die Lohnabrechnung eines Dienstleistungsbetriebes von 10 000 Beschäftigten mit Hilfe einer elektronischen Einheit war bereits beschrieben worden. Hier noch einige Ergänzungen.

Der Kranke Schulze lebt dreimal

Der „elektronische Lohnbuchhalter“ kennt auch die tarifliche Entlohnung der Kranken, unterschieden nach Unfall, Krankenhausaufenthalt und Krankheit zu Hause. Er beachtet die Nettolohnklausel, wonach der Nettolohn bei Krankheit nicht höher sein darf als bei Arbeitsfähigkeit. Die Elektroneneinheit führt eine Vergleichsrechnung durch. Dem Kranken Schulze entsteht ein Doppelgänger, der unter der Fiktion, er sei gesund, lohnmäßig verrechnet wird. Hat der Kranke Schulze zur Rekonvalenz noch einige Tage zu Hause verbracht, so mündet noch ein dritter Schulze in die Abrechnung ein. Es laufen also parallel mehrere Lohnabrechnungen intern in der Maschine ab, aus deren Ergebnissen der vom Arbeitgeber zu tragende Bruttolohnausfall, limitiert durch die Nettolohnklausel, hervorgeht. In der Abrechnung wird jedoch nur der errechnete Betrag als Krankengeldzuschuß der Firma ausgewiesen.

Schließlich schreibt die Einheit über einen angeschlossenen Drucker den Lohnstreifen und — parallel oder als Durchschlag — das Lohnkonto für den Beschäftigten.

Zum Schluß akkumuliert sie artgleiche Lohnbeträge je Abteilung und Gesamtbetrieb, z. B. Lohnsteuer, Kinderzulage etc., schreibt die Buchungsaufgabe bzw. Zahlungsanweisung an das Finanzamt, den Versicherungsträger und alle beteiligten Dritten. Weiterhin veranlaßt sie eine Geldsortenzählung je Zahlstelle und schreibt am Ende eine Anweisung an die Bank aus.

Statt Tabellen eine Formel

Ein Kabinettstückchen elektronischer Bearbeitung ist die Ermittlung des Lohnsteuerabzuges. Es sind drei Wege dafür möglich:

1. Die gesamten Lohnsteuertabellen werden gespeichert und später von der Maschine abgefühlt.
2. Nur ein Teil der Tabelle wird gespeichert und die Resttabelle errechnet.
3. Die gesamte Tabelle wird mit Hilfe einer kompletten Formel errechnet.

Die erste Variante verbietet sich meist aus Gründen der sogenannten „Speicherökonomie“, denn die Speicherkapazität der Geräte ist beschränkt. Außerdem widerspricht diese Methode dem Grundsatz der „direkten Speicheransprache“. Die Maschine darf nämlich keine Zeit damit verlieren, daß sie Tabellen, die für diesen Fall nicht in Frage kommen, unnützlich abfühlt. Die Tabellen-

speicher müssen unmittelbar aus der Maschine selbst, also automatisch und nicht erst in Form des Tabellenlesens gesucht werden.

Die zweite Variante macht sich die Tatsache zunutze, daß sich von den sieben Steuerklassentabellen drei in der Reihenfolge und Höhe ihrer Beträge ohne Abweichung pfenniggetreu wiederholen. Unter erheblicher Einsparung von Speicherplätzen lassen sich die sieben Tabellen auf vier Abzugsstaffeln verdichten. Während das erste Verfahren noch gut 1 200 Speicherstellen blockiert, sind es beim zweiten nur noch 650. Aber erst die dritte Lösung, nämlich die Ermittlung des Lohnabzuges in einem rein geschlossenen Rechenverfahren, schüttelt alle Reste überkommener Lochkartensystematik ab und vollzieht die Abrechnung in einem den Elektronengeräten angemessenen Arbeitssystem. Die Lohnformel, aus vier Faktoren bestehend,

$$H = \frac{0.196}{12} \times \log \frac{\{12a - 937\} - b + 60}{960}$$

$$\times [0.88 + 0.000003 \cdot (\{12a - 937\} - b - 900)]$$

$$\times [\{12a - 937\} - b + 60]$$

enthält in ihren wesentlichen Teilen nur Multiplikationen, also Operationen, die sich elektronisch einfach und schnell erledigen lassen.

Die Symbole bedeuten:

$$H = \text{Steuerabzug; } a = \text{pflichtiger Lohn;} \\ b = \text{Steuerklassenkonstante}$$

Die abgeknickte Klammer befiehlt der Maschine ein Abrunden nach einer vorgegebenen Stellenzahl.

Der erste Faktor zeigt den Trend, das Steigmaß des Steuersatzes nach oben auf, während der letzte auf eine gewisse Verzögerung im Steueranstieg in den untersten Lohnbereichen hinweist. Entscheidend für die Formel ist aber das zweite, ein sogenanntes logarithmisches Glied. Ihm verdanken wir die typisch schwach gedämpfte Progression, die unseren Steuertarif in allen Steuerklassen auszeichnet.

Manche werden Zweifel haben, ob nicht an Stelle der Steuertabellen nunmehr die Logarithmentafeln gespeichert werden müssen. Aber der hier in Frage kommende Logarithmand kann nur in einem sehr engen Bereich schwanken. Außer ca. 50 Speichern für Konstante und Zwischenergebnisse fallen also keine Massentabellen mehr an. Die Aufgabe wurde vom Speicher an das Rechenprogramm abgegeben, so daß der Speicher für andere wichtige Rechenoperationen, z. B. die gleichzeitige Verteilung der Löhne auf Kostenarten, Kostenstellen und Kostenträger, frei geworden ist.

Die Rechnung hat noch einen kleinen Schönheitsfehler. Die Steuerkurve verläuft nicht harmonisch und punktförmig, sondern der Steuerabzug bewegt sich in Stufen nach oben. Man muß deshalb an bestimmten Stellen des Rechnungsverlaufes Auf- und Abrundungen vornehmen, eine Methode, die nicht allzugroße Schwierigkeiten bereitet.

Graphische Darstellungen elektronisch

Die Fülle des in Großbetrieben anfallenden Zahlenmaterials konnte mit den herkömmlichen Methoden nicht recht bewältigt werden. Es gab bisher keine vollendete Form der Statistik, da sich kein Unternehmen den Luxus erlauben konnte, die für eine eingehende Betriebsüber-

wachung notwendigen Zahlenberge umschaufern zu lassen.

Zwei grundsätzliche Feststellungen erläutern die neue Situation:

1. Die elektronische Ermittlung des gesamten statistischen Materials ist ein Nebenprodukt der Hauptprogramme, wie z. B. Betriebsabrechnung, Materialwirtschaft usw. und erfordert keine zusätzliche Arbeit.
2. Das aus den Hauptprogrammen gewonnene Zahlenmaterial mündet zentral in ein eigenes Hauptprogramm „Statistik“ ein. Dort wird die Vergangenheitsentwicklung einer Erfolgsuntersuchung unterzogen, die bis zur objektiven Bewertung vordringt.

Wichtige Daten werden so in ihrer historischen Entwicklung sichtbar. Sie können von der Geschäftsleitung eines Unternehmens in ihren relativen Entwicklungsabhängigkeiten und nicht, wie bisher, allein als absolute Größen beurteilt werden. Dazu ist aber eine Mitverarbeitung vieler Daten aus vergangenen Zeiträumen notwendig.

Bei einem normal begabten Menschen wird schon nach einem Dutzend hintereinander aufgenommenen Werte die Kombinationsfähigkeit unzuverlässig.

Für eine Elektroneneinheit ist dies kein Problem, da sie große Zahlenmengen selbständig bis zu einem logischen Schluß verarbeitet.

In der Praxis ist es aber meistens viel wichtiger, dem Chef die notwendigen betrieblichen Berichte und Kennzahlen in einer so sinnvoll aufbereiteten Form auf den Tisch zu bringen, daß er sich schnell informieren und kurzfristig gut fundierte Entscheidungen fällen kann.

Bei einem Vergleich von Größenordnungen oder dem Einflußnachweis von Ursachen sowie bei der Demonstration von Entwicklungen ist die graphische Darstellung die einprägsamste Form.

Der an das Elektronengerät angeschlossene Schnelldrucker kann sogar nach der Weisung eines flexiblen Programmes und auf Grund seines sehr wandelbaren Schriftbildes graphische Darstellungen markieren. So ist es ein leichtes, jeden Monat den Fortgang gewisser Entwicklungen, wie Umsätze, Waren- und Geldbewegungen, Produktions- und Lagerveränderungen, in der graphischen Darstellung sichtbar zu machen. Dabei ersetzt die elektronische Niederschrift die Fortschreibung durch die blitzschnelle Wiederholung des Ganzen.

Der Drucker ermöglicht verschiedene Formen der Darstellung. In Richtung der Papierbahn schreibt er vertikale Säulenstatistiken. Dabei laufen die zu verarbeitenden Statistikdaten aus den Lochkarten oder Magnetbändern in die Speicher ein. Dort untersucht die Einheit, welches der höchste und niedrigste Wert ist, um dann selbständig die Ordinatenenteilung zu bestimmen.

Vertikale Säulen-Diagramme eignen sich aber wenig, um auf der Abszisse Zahlenwerte zu ermitteln. Will man den Trend ablesen und zusätzlich die absoluten Werte vor Augen haben, so empfiehlt sich eine Drehung der Säule um 90 Grad. Diese horizontalen Wertkolonnen haben den Vorzug, daß sie — von Kennziffern und Prozentsätzen ergänzt — sich fast einer Idealstatistik nähern. Man ist allerdings von der Schreibstellenbreite (maximal 120 Stellen) abhängig, d. h. man muß flexible Ordinatenwerte ansetzen, um Spontanausschläge zu meistern.

Bei graphischen Wachstumsdarstellungen ist oft noch das Verhältnis eines Teiles zu einem größeren Ganzen wichtig. Hier reicht die numerisch-statistische Darstellung oft nicht aus; ja bei bestimmten Vergleichen entwirft sie ein falsches Bild. Man benützt für diesen Zweck in der statistischen Praxis gewöhnlich halblogarithmische

Netze, bei denen der Logarithmus von Y dem numerischen Wert von X proportional ist.

Elektronen-Einheiten sind sogar imstande, solche halb-logarithmische Netze anzufertigen. Einzelne Kurvenwerte werden ausgedruckt, die später manuell zu einem durchgängigen Kurvenverlauf ergänzt werden können.

Elektronik und Versicherung

Bei einem großen deutschen Versicherungsunternehmen sind 1,5 Millionen Kraftfahrzeuge versichert. Täglich werden etwa 1600 weitere Versicherungen abgeschlossen. Daß hier automatische Bearbeitung dringlich wurde, wird man verstehen. Vor allem bereitet die Flut der zu erstellenden Prämienberechnungen Schwierigkeiten. Man möchte die Rechnungserstellung möglichst nahe an den Zeitpunkt der Fälligkeit legen, um sich die Ausfertigung von Nachtragsrechnungen oder Gutschriften zu ersparen und alle Veränderungen des Bestandes zu erfassen.

Zu den Prämienrechnungen kommen Geschäftsvorfälle, veranlaßt durch Außerkraftsetzung, Neuzulassung oder verwandte Vorgänge.

Bisher war das Ist-Verfahren gebräuchlich, bei dem dezentral die Rechnung geschrieben, das Inkasso und die Kontenüberwachung vorgenommen wurde. Der Vorteil liegt bei der kundennahen Abrechnung; dagegen sind Bestandsaufgliederungen und Kontrollen erschwert. Diese Nachteile beseitigt das Soll-Verfahren. Durch eine zentrale Abrechnungsmethode werden alle Unterlagen für das Inkasso ausgestellt, wie Prämienrechnungen, Hebelisten, einschließlich der Errechnung der Provisionen. Das setzt natürlich eine straffe Organisation voraus, wenn man einen brauchbaren Service betreiben will. Die Notwendigkeit, jederzeit auf einen bereinigten Bestand zurückgreifen zu können, hat viele Versicherungen schon bald nach dem Kriege wieder auf das Soll-Verfahren gebracht.

Bisher wurde zu diesen Arbeiten meist das Lochkartenverfahren benützt. Der Einsatz moderner Elektroneneinheiten für die Abrechnung eines Versicherungsunternehmens ist außerordentlich bestechend. Alle ungünstigen Beeinflussungspunkte des herkömmlichen Verfahrens — wie z. B. das Mischen und Rücksortieren der Karten — können weitgehend ausgeschaltet werden. Die erhöhte Schreibgeschwindigkeit der Schnelldrucker gegenüber den bisher verwandten Tabelliermaschinen verlangt bei der Formulargestaltung kaum noch Beschränkungen und hat trotzdem einen 6- bis 10fachen Rechnungsausstoß zur Folge.

Auch die Registratur der Lochkarten ist durch die Verwendung von Elektroneneinheiten erleichtert worden. Die bisher übliche Ablage nach dem 3-Schranksystem — aufgegliedert nach den verschiedenen Fälligkeitsmonaten — gilt als überholt. Das Auffinden einer bestimmten Bestandskarte, die bisher nach Agenturen, Branchen und Versicherungsscheinnummern gesondert geordnet werden mußten, wird heute mit Hilfe der Speichertechnik einer elektronischen Einheit sehr vereinfacht. Neben dem Aufspüren all dieser Daten können durch gleichzeitiges Abfühlen der korrespondierenden Speicher Brutto- und Nettoprämien, Steuern, Gebühren, Anzahl der Versicherten, Abschlußprovisionen usw. festgestellt werden.

Auch die Kapazität der Lochkarte konnte indirekt wesentlich erweitert werden. So kann z. B. aus der Prämiennummer automatisch die klartextliche Bezeichnung gebildet werden. Ferner werden Provisionssätze und Beträge nicht mehr eingelocht, da das Gerät ohne Zeitverlust die Ergebnisse auswirft.

Da die Kapazität der benützten Geräte selbst vom größten Versicherungsunternehmen für die beschriebenen

Arbeiten nicht ganz ausgenutzt werden kann, stehen die Elektroneneinheiten für weitere Aufgaben zur Verfügung. Es seien hier nur genannt:

Ermittlung der Dividenden, Ausstellen der Versicherungspolizen, Errechnung der Prämienrückvergütungen für schadenfrei gebliebene Versicherungen, mathematische Berechnungen, insbesondere in der Lebensversicherung, Durchführung der Schadensbuchhaltung.

„A jour-Sein“ ist alles

Schnelle Erledigung ist für den Kontokorrentverkehr der Banken und Sparkassen eine Existenzfrage. Die Tagesauszugerstellung ist eine tägliche Terminarbeit, die oft einen umfangreichen Buchungsstoff umfaßt. Dabei spielt sich die Geschäftstätigkeit der Geldinstitute hauptsächlich in Form von Cut- und Lastschriften ab, die einer besonders straffen und sicheren Erfassung bedürfen. Auch die Aufgabenstellung ist meist so schwierig, daß sie nicht ohne weiteres von anderen Abrechnungsverfahren gelöst werden kann. Es sei nur an die Zinsstaffel- und Wechselkontrechnung erinnert.

Beim Kontokorrentgeschäft ragen drei Aufgabengebiete hervor:

Die Primantisierung
die Tagesauszugerstellung
die Zinsstaffel- und Zinsabrechnung

Mit dem elektronischen Verfahren läßt sich die Erstellung der Sachkontenprimanota und des Journals mit den Hauptbuchumsätzen in einem Durchlauf bewältigen. Bisher waren dazu — auch bei der Lochkartentechnik — zwei Arbeitsgänge notwendig. Darüber hinaus gewinnt man mit Hilfe von Quersummenrechnungen Abstimmkennzahlen, die den Anruf der richtigen Kontonummer gewährleisten. Diese automatische Überprüfung des richtigen Kontoanrufes bildet einen neuartigen Sicherheitsfaktor.

Der Elektronenrechner führt außerdem eine Toleranzrechnung zur Kontrolle der Valutierung durch. Für die einzelnen Zahlungsmittel — Überweisung, Scheck, Kasse — ist ein Toleranzrahmen gespeichert, der jede Valuta kontrolliert und ausweist.

Der Tagesauszug, als ständiges Bindeglied zwischen Bank und Kunden, wird in erster Linie auf die Kundenwünsche abgestellt. Die Einheit führt alle Rechenoperationen zur Saldenfortschreibung pro Konto durch und erstellt über den angeschlossenen Schnelldrucker den Tagesauszug und, als Durchschlag oder parallel, das interne Kontoblatt. Kontierungs- und valutengleiche Umsatzposten werden automatisch in „Sammlern“ zusammengestellt, so daß im Tagesauszug nur der Sammelposten erscheint. Der aufgedruckte Text „laut Anlage“ verweist auf die Spezifizierung der Summe in Form des zum Tagesauszug parallel geschriebenen Sammelbeleges.

Wünscht der Kunde den Tagesauszug in mehreren Exemplaren, so wiederholt die Elektroneneinheit im „rerun“-Verfahren den Druckprozeß. Bisher konnte die Mehrfachausfertigung — besonders beim Lochkartenverfahren — nie recht in den einheitlichen Arbeitsablauf eingegliedert werden. Sie wurde meist einer kostspieligen, manuellen Nachbearbeitung überlassen.

Beim Kontokorrentgeschäft der Sparkassen mit seiner Vielzahl von kleinen Umsätzen ist die Erstellung der Zinsstaffel am Monatsende besonders zeitraubend. Die elektronische Automation eröffnet hier einen neuen Weg. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, parallel zur Tagesauszugerstellung eine permanente Zinsberechnung vorzunehmen. Voraussetzung für diese Handhabung ist lediglich die begrenzte Streuung der vor dem Buchungss-

datum liegenden Valuten. Auch die Forderung nach einer übersichtlichen, jederzeit vom Kunden nachprüfbaren Niederschrift der permanenten Zinsrechnung im Tagesauszug wird ohne weiteres von der Elektroneneinheit erfüllt.

Eine besondere Rolle spielt im Bankgeschäft die Vertraulichkeit der Unterlagen. Diese sind nirgendwo so geheim und sicher aufbewahrt wie in einer Elektroneneinheit. Ein Beispiel möge dies erläutern:

In einer Großbank wird täglich eine Bilanz erstellt. Der Leiter der Finanzbuchhaltung oder eine entsprechend autorisierte Person hat ein Geheimprogramm in seinem Tresor, das nur ihm zugänglich ist. Er führt täglich die Programmkarten zu, dann die alten Saldenkarten, die bis zum Vortag akkumulierten Umsatzkarten und zuletzt die neuen Umsätze. Nach kurzer Zeit schreibt die Einheit die Bilanz für die Geschäftsleitung nieder. Am Ende werden die Speicher gelöscht. So ist absolut sichergestellt, daß nur die Verantwortlichen Einblick in vertrauliche Geschäftsvorgänge bekommen können.

Der Griff nach der Zukunft

Die Vorausbestimmung einer noch unbekanntem Tatsache mit Hilfe von Forecasting-Programmen gilt als die Krönung der elektronischen Fähigkeiten.

Während des Krieges hatten die USA durch Spione erfahren, daß man in Deutschland ein Geschütz zu bauen plante, dessen Geschosse anstatt mit der üblichen Pulverladung mit elektrischer Energie abgefeuert werden sollten. Bevor man sich an umfangreiche Forschungs- und Entwicklungsarbeiten heranmachte, übertrug man die mathematische Untersuchung dieses Problems dem ersten im Einsatz befindlichen elektronischen Rechenautomat. „Grandmother Bessie“, diese Vorläuferin unserer heutigen Großrechenzentren, lieferte schließlich den mathematischen Beweis, daß diese Waffe keine Aussicht hatte, jemals praktisch zu funktionieren. Daraufhin ließen die Amerikaner den Plan einer elektrischen Geschosabfeuerung fallen, während deutsche Ingenieure, denen eine solche Berechnungsmöglichkeit fehlte, noch weiterhin große Anstrengungen an ein undurchführbares Projekt verschwendeten.

Elektronengehirne liefern heute nach Verarbeitung von Angaben über Luftdruck, Windrichtung, Windstärke, Feuchtigkeit, Temperatur, Bodenverhältnisse, Barometerstand (insgesamt etwa 2000 Unbekannte) Wetterprognosen. Dabei sind eine Vielzahl von Einzelberechnungen notwendig, um allein die Luftdruckverteilung eines kleinen Gebietes nur für Stunden exakt vorauszubestimmen.

Lange vor der Überwindung der Schallgeschwindigkeit durch die ersten Versuchsflugzeuge hatten Elektronengehirne alle Faktoren und Auswirkungen vorausermittelt, die an der Grenze der Schallgeschwindigkeit bedrohlich auf den Flugzeugführer einwirken.

„Historische“ Prognosen

1947 hatte sich die amerikanische Stahlindustrie auf einen beachtlichen Rückgang der Nachfrage eingestellt, während ein „eisernes Rechengehirn“ vorausberechnet hatte, daß Amerikas Hochöfen zu wenig Stahl herstellten. Tatsächlich stimmte die Prognose bis auf wenige hundert Tonnen. Daraufhin öffneten die Ministerien ihre Schubladen und stellten geheimes Material und Statistiken zur Verfügung.

Zu Beginn des Korea-Krieges stellte der amerikanische Präsident, Harry Truman, die Frage, ob man voll oder teilweise mobilisieren solle. Die elektronische Berechnung

und die Gutachten gegeben. Über Einsprüche gegen die Annahme oder die Beurteilung der Dissertation entscheidet die Fakultät.

Ist von einer Umarbeitung der Dissertation eine bessere Leistung zu erwarten, so wird sie dem Bewerber zu diesem Zwecke unter Bestimmung einer Frist vom Dekan zurückgegeben. Die Frist kann aus besonderen Gründen verlängert werden. Nach erfolglosem Ablauf der Frist wird die Dissertation abgelehnt.

Besteht keine Übereinstimmung zwischen den Berichterstattem über Annahme, Ablehnung oder Verbesserung der Arbeit, so entscheidet die Fakultät.

Wird die Dissertation abgelehnt, so hat der Dekan die Prüfung für nicht bestanden zu erklären.

Die Urschrift der Dissertation bleibt bei den Akten; die übrigen Anlagen des Gesuchs werden dem Bewerber auf Verlangen ausgehändigt.

Der Bewerber kann für die mündliche Prüfung vier Fächer angeben, und zwar: 1. Bürgerliches Recht, 2. Strafrecht oder Öffentliches Recht, 3. Rechtsgeschichte oder Rechtsphilosophie oder Römisches Recht, 4. ein Wahlfach.

Die mündliche Prüfung eines Bewerbers, der die erste juristische Staatsprüfung bestanden hat, findet vor einem vom Dekan zu bestellenden Prüfungsausschuß von regelmäßig 4 Fakultätsmitgliedern unter dem Vorsitz des Dekans oder seines Stellvertreters statt. Dem Prüfungsausschuß soll der erste Berichterstatte angehören. Der Dekan oder sein Stellvertreter oder ein anderes Mitglied des Prüfungsausschusses muß während der ganzen Dauer der mündlichen Prüfung anwesend sein. Die mündliche Prüfung eines Bewerbers, der keine juristische Staatsprüfung abgelegt hat, findet in dauernder Anwesenheit der ganzen Fakultät statt.

Die mündliche Prüfung soll feststellen, daß der Bewerber sich eine gründliche rechtswissenschaftliche Bildung angeeignet hat und rechtswissenschaftliche Probleme selbständig zu durchdenken vermag.

Nach der mündlichen Prüfung entscheidet der Prüfungsausschuß über die Gesamtnote der Prüfung. Bei Stimmengleichheit gibt die Stimme des Vorsitzenden den Ausschlag.

Die Gesamtnote lautet: rite, cum laude oder magna cum laude; bei hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen: summa cum laude.

Eine höhere Gesamtnote als rite darf nur erteilt werden, wenn die Dissertation als eine gute Leistung beurteilt worden ist. Über den allgemeinen Verlauf der mündlichen Prüfung wird eine Niederschrift aufgenommen.

Wird die Prüfung nicht bestanden, so entscheidet der Prüfungsausschuß, ob und nach welcher Frist sie wiederholt werden kann. Eine nochmalige Wiederholung ist unzulässig.

Nach bestandener mündlicher Prüfung hat der Bewerber 6 Schreibmaschinenexemplare der druckfertigen Dissertation einzureichen. Er kann stattdessen auch die Arbeit drucken lassen; in diesem Falle bestimmt der Dekan die Anzahl der einzureichenden Exemplare. Hat der Bewerber dieser Pflicht binnen einem Jahr nicht genügt, so verliert er die Anwartschaft auf den Doktorgrad.

Hat der Bewerber allen Erfordernissen genügt, so erfolgt die Promotion durch Aushändigung des mit dem Fakultätsiegel versehenen Doktordiploms. Der Bewerber ist erst nach Aushändigung des Diploms zur Führung des Doktorgrades berechtigt. Eine Ausfertigung des Diploms wird zu den Fakultätsakten genommen.

Die Promotionsgebühr beträgt 200,— DM. Die Gebühr kann begabten und bedürftigen Bewerbern ganz oder zum Teil erlassen werden.

Der Doktorgrad wird durch die Fakultät entzogen, wenn sich herausstellt, daß der Inhaber ihn infolge einer Täuschung oder eines Irrtums der Fakultät über wesentliche Voraussetzung für die Verleihung erworben hat. Ist das Diplom noch nicht ausgehändigt worden, so werden unter den gleichen Voraussetzungen durch die Fakultät die Promotionsleistungen für ungültig erklärt.

Übersicht über die Prüfungsordnungen

der Fachrichtungen sämtlicher Fakultäten an den Universitäten des Landes Hessen

Der DISKUS veröffentlicht an dieser Stelle in ständigem Wechsel die Prüfungsordnungen sämtlicher Fachrichtungen der Fakultäten der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Darüber hinaus gibt der DISKUS — vornehmlich für die jüngeren Semester — einige Empfehlungen zur zweckmäßigen Gestaltung des Studienganges.

JURISTISCHE FAKULTÄT

Die derzeit geltenden Prüfungsvorschriften für die erste juristische Staatsprüfung sind im Erlaß des Hess. Min. d. Justiz zur Änderung der Juristischen Ausbildungsordnung von 1. September 1948 (Staatsanzeiger für das Land Hessen 1948, S. 470 ff.) sowie im RdErl. d. MdJ. v. 20. 6. 1953, JMBl. S. 47, enthalten. Für die Gestaltung des Studiums, insbesondere für den Erwerb von Leistungszeugnissen, Übungs- und Seminar-scheinen usw. sind die Empfehlungen und Beschlüsse der Rechtswissenschaftlichen Fakultät zu beachten.

Ziel der Ausbildung ist es, für die Rechtspflege und die öffentliche Verwaltung einen rechtskundigen Nachwuchs zu erziehen, der mit dem Gesetz als Mittel der Rechtsordnung für das friedliche Zusammenleben der Menschen in ihrer staatlichen und überstaatlichen Gemeinschaft vertraut, von der Erkenntnis der Unteilbarkeit der Rechtsordnung getragen und sich bewußt ist, daß die vollziehende und die rechtsprechende Gewalt im Namen des Volkes und für das Volk auszuüben sind.

Die erste rechtswissenschaftliche Staatsprüfung

Sie hat die Aufgabe, festzustellen, ob der Bewerber rechtswissenschaftlich soweit vorgebildet ist und soviel praktisches Verständnis besitzt, daß er für den Vorbereitungsdienst geeignet erscheint. Die erste rechtswissenschaftliche Staatsprüfung ist vorwiegend Wissenschaftsprüfung.

Vorbedingungen zur Zulassung zur ersten juristischen Staatsprüfung sind: Der Bewerber hat ein ordnungsgemäßes Studium der Rechte von mindestens 6 Halbjahren nachzuweisen. (Die Fakultät bemüht sich jedoch, im Zuge einer Reform des juristischen Studiums die Studiendauer auf 7 Semester zu erhöhen.) Der Bewerber soll möglichst Vorlesungen über sämtliche Fächer, auf die sich die erste juristische Staatsprüfung erstreckt, belegt und muß an wenigstens 6 mit schriftlichen Arbeiten verbundenen Übungen aus verschiedenen Rechtsgebieten teilgenommen haben, darunter auch an einer Übung auf dem Gebiete des Staats- und Verwaltungsrechts. Der Minister der Justiz bestimmt im Einzelfalle, ob ein Halbjahr eines anderen Studiums anzurechnen und ob eine Kriegsgefangenenhochschule einer ausländischen Hochschule gleichzuachten ist.

Übungen werden regelmäßig gehalten: a) für Anfänger 1. im Bürgerlichen Recht, 2. im Öffentlichen Recht; b) für Vorgerückte 1. im Bürgerlichen Recht, 2. im Handelsrecht, 3. im Strafrecht, 4. im Öffentlichen Recht, 5. im Zivilprozeß, 6. im Arbeitsrecht, 7. im Römischen Recht (Digestenexegese). An eine Übung für Vorgerückte im Bürgerlichen oder Öffentlichen Recht darf nur teilnehmen, wer die entsprechenden Anfängerübungen erfolgreich absolviert hat. Bedingungen für die Teilnahme an einer Übung in Zivilprozeß ist der vorherige Erwerb eines Übungsscheines im Bürgerlichen Recht für Vorgerückte.

Vor den Übungen sollen die Vorlesungen aus dem Übungsgebiet gehört werden. Es sind dies:

- a) 1. für die Übung im Bürgerlichen Recht für Anfänger (Einführung in die Rechtswissenschaft) (Privatrechtsgeschichte der Neuzeit) BGB, Allgemeiner Teil, Schuldrecht, Allgemeiner und Besonderer Teil Sachenrecht
2. für die Übung im Öffentlichen Recht für Anfänger (Allgemeine Staatslehre) (Verfassungsgeschichte) (Verwaltungslehre) Staatsrecht Verwaltungsrecht soweit als Sondervorlesungen gelesen auch: Polizeirecht, Verwaltungsgerichtsverfahren, Kommunalrecht.
- b) 1. für die Übung im Bürgerlichen Recht für Vorgerückte Familienrecht Erbrecht
2. für Übung im Handelsrecht Handelsrecht Gesellschaftsrecht Wertpapierrecht
3. für die Übung im Strafrecht Strafrecht, Allgemeiner und Besonderer Teil
4. für die Übung im Öffentlichen Recht für Vorgerückte Kirchenrecht ausländisches Öffentliches Recht (weitere Spezialvorlesungen).

Im übrigen ergeben sich die Namen der vor den Übungen zu hörenden Vorlesungen aus der Bezeichnung der betreffenden Übung.

Über die erfolgreiche Teilnahme an einer Übung wird ein Zeugnis (Übungsschein) erteilt, wenn zwei schriftliche Arbeiten — unter denen sich mindestens eine Hausarbeit befinden muß — mit „ausreichend“ oder besser beurteilt wurden. Jedoch können im Einzelfall auch höhere Anforderungen gestellt werden. Diese werden bei Beginn oder während der Übung bekanntgegeben. Laut Fakultätsbeschluß wird zur Übung im Bürgerlichen Recht für Anfänger seit Beginn des Wintersemesters 1956/57 nur zugelassen, wer sich mindestens im 3. Fachsemester befindet.

Unter den 6 Übungsscheinen, die bei der Meldung zur 1. juristischen Staatsprüfung vorzulegen sind, sollen sich Zeugnisse über die Übungen im Bürgerlichen und Öffentlichen Recht für Vorgerückte sowie im Strafrecht befinden. Daneben werden jedoch auch die Zeugnisse aus den Übungen im Bürgerlichen und Öffentlichen Recht für Anfänger voll angerechnet.

Im Rahmen des ordnungsmäßigen Studiums der Rechte ist ein praktischer Ausbildungsdienst bei Gericht, der sich über mindestens 6 bis 8 Wochen erstreckt, für die Zulassung zur ersten juristischen Staatsprüfung erforderlich. Er soll möglichst vor dem Studium, spätestens bis zum 3. Semester während der Universitätsferien abgeleistet werden, und gilt nur mit der Erteilung eines Zeugnisses über erfolgreiche Teilnahme als abgeschlossen. Sinn des Ausbildungsdienstes ist, dem Studenten einen Einblick in den Ablauf des Zivil- und Strafverfahrens sowie in die Einrichtungen der freiwilligen Gerichtsbarkeit zu verschaffen.

Das Studium soll keine Fachausbildung in Gesetzkunde, sondern ein wissenschaftliches Eindringen in das Recht, die Gesetzgebung und Rechtsprechung sein. Das Recht als überzeitliche und überstaatliche Kulturerscheinung muß im Mittelpunkt stehen. Es wird daher der allgemeinen Rechtslehre, der Rechtsphilosophie in Verbindung mit der allgemeinen Philosophie, der Rechtsgeschichte und der Rechtsvergleichung entscheidende Bedeutung beigemessen. Der Bewerber soll sich mit den Grundlehren der Rechtsphilosophie der Antike, des Mittelalters, der Neuzeit und der Gegenwart aus den Quellen vertraut gemacht haben. Außerdem wird von dem Bewerber eine ausreichende Kenntnis auf dem Gebiet der Volkswirtschaftslehre einschließlich der Finanzwissenschaft und auf dem Gebiet der politischen Geschichte Deutschlands und der Welt verlangt, so daß er einen Nachweis seines Wissens in bezug auf die geisteswissenschaftlichen, soziologischen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart und ihre Grundlagen abgeben kann.

Der Bewerber kann sich bei dem Prüfungsamt melden, in dessen Bezirk seine Heimat ist oder er 2 Semester studiert hat.

Der Meldung sind beizufügen: a) das Reifezeugnis einer deutschen höheren Lehranstalt, b) Bescheinigungen der Universitätsbehörden über die Vorlesungen, die der Bewerber belegt hat (Studienbuch!) und über die Übungen, an denen er teilgenommen hat (Übungsscheine!), c) die Abgangszeugnisse der Universitäten und ein Führungszeugnis der letzten Universität, wenn der Bewerber ihr noch angehört, d) eine Erklärung darüber, ob der Bewerber gerichtlich oder disziplinarisch bestraft oder gegen ihn ein Verfahren anhängig ist oder gewesen ist, e) die Versicherung, daß der Bewerber um die Zulassung bisher bei keinem anderen Prüfungsamt nachgesucht hat, oder die Angabe, wann und wo dies geschehen ist, f) ein eigenhändig geschriebener Lebenslauf. Der Bewerber kann aus den Prüfungsfächern eines oder mehrere bezeichnen, aus denen er die Aufgabe für die häusliche Arbeit zu erhalten wünscht.

Die Prüfung erstreckt sich auf die Allgemeinbildung, das politische Wissen und folgende Studienfächer: Rechtsphilosophie, allgemeine Rechtslehre und Methodik, Rechtsgeschichte, Verfassungsrecht, Staats- und Verwaltungsrecht, Privatrecht (einschließlich des römischen Rechts und des Handelsrechts), Arbeits- und Sozialrecht, Strafrecht, Völkerrecht und internationale Organisation, Zivil- und Strafprozeßrecht, sowie die Grundzüge des internationalen Privatrechts, Kirchenrechts, Zwangsvollstreckungsrechts einschließlich des Konkurses, der Wirtschaftswissenschaften einschließlich der Soziologie.

Die Prüfungsgebühr beträgt DM 100,—. Sie ist an die Oberjustizkasse bei dem Oberlandesgericht in Frankfurt a. M. zu zahlen. Die Bescheinigung über die Zahlung ist dem Zulassungsgesuch beizufügen. Wird der Bewerber zur Prüfung nicht zugelassen, so wird ihm der eingezahlte Betrag erstattet. Endet das Prüfungsverfahren vor dem Beginn der mündlichen Prüfung, so ermäßigt sich die Gebühr um die Hälfte; dies gilt jedoch nicht, wenn der Prüfling gemäß § 23 der Juristischen Ausbildungsordnung (Täuschungsversuch) von der weiteren Teilnahme an der Prüfung ausgeschlossen wird. Der Bewerber soll sich im Anschluß an sein Universitätsstudium, jedenfalls innerhalb dreier Monaten nach Abschluß des letzten Studienhalbjahres zur Prüfung melden. Die genauen Meldefristen werden in Frankfurt jeweils durch Aushang am Anschlagbrett der Fakultät bekanntgemacht. Der Präsident des Prüfungsamtes kann aus wichtigen Gründen eine spätere Meldung gestatten oder eine verspätete Meldung zulassen.

Bei der Versäumung der Meldefrist hat der Bewerber sein Rechtsstudium ein weiteres Studienhalbjahr fortzusetzen.

Gang der Prüfung: Die erste rechtswissenschaftliche Staatsprüfung gliedert sich in drei Abschnitte: a) eine schriftliche Hausarbeit, b) 5 schriftliche Arbeiten, die unter Aufsicht anzufertigen sind, c) die mündliche Prüfung.

a) **Die häusliche Arbeit** besteht aus der schriftlichen Bearbeitung einer Aufgabe, die einem der rechtswissenschaftlichen Prüfungsgebiete entnommen ist. Sie soll dem Prüfling Gelegenheit geben, darzutun, daß er fähig ist, sich auf Grund der Gesetze unter Berücksichtigung des Schrifttums und der Rechtsprechung ein Urteil zu bilden und seine Ansicht in geordneter Gedankenfolge sprachlich gewandt zu begründen. Der Prüfling hat die häusliche Arbeit binnen 6 Wochen abzuliefern und ihr die Versicherung hinzuzufügen, daß er sie ohne fremde Hilfe angefertigt und sich anderer als der von ihm angegebenen Hilfsmittel nicht bedient habe. Zur Wahrung der Frist genügt die durch Poststempel nachgewiesene rechtzeitige Aufgabe bei einem Postamt. Der Bewerber kann die von ihm gestellte Aufgabe vor Ablauf der Frist einmal zurückgeben mit der Wirkung, daß ihm eine andere Aufgabe gestellt wird. Wird die Ablieferungsfrist versäumt, so ist die Prüfung nicht bestanden.

b) **Die 5 schriftlichen Arbeiten** hat der Prüfling im Anschluß an die Hausarbeit unter Aufsicht anzufertigen. Für jede dieser Arbeiten stehen dem Prüfling 5 Stunden zur Verfügung. An je einem Tage sind zu bearbeiten: 1. eine Aufgabe aus dem Gebiete des Bürgerlichen Rechts, 2. eine Aufgabe aus dem Gebiete des Srafrechts, 3. eine Aufgabe aus dem Gebiete des Handels-, Arbeits- oder Wirtschaftsrechts, 4. eine Aufgabe aus dem Gebiet des Staats- oder Verwaltungsrechts, 5. eine Aufgabe aus dem Gebiet der Volkswirtschaft oder aus den unter 1. und 3. bezeichneten Rechtsgebieten. (In Frankfurt a. M. wird die 5. Aufgabe im Gegensatz hierzu in der Regel aus dem Gebiet des Zivilprozeßrechts gestellt. Außerdem kann an Stelle eines praktischen Rechtsfalles auch ein Aufsatzthema gegeben werden.) Es darf nur der Gesetzestext benutzt werden. Der Gebrauch anderer Hilfsmittel ist verboten. Die Aufsicht bei der Anfertigung der Arbeiten führt ein Mitglied des Prüfungsamtes oder ein anderer Richter oder Staatsanwalt, der von dem Präsidenten des Prüfungsamtes bestellt wird. Der Prüfling hat die Arbeiten spätestens bei Ablauf der Bearbeitungsfrist mit seiner Unterschrift versehen an den Aufsichtsbeamten abzugeben. Prüflinge, die sich eines Täuschungsversuchs oder eines erheblichen Verstoßes gegen die Ordnung schuldig machen, kann der Aufsichtsbeamte von der Fortsetzung der Arbeit ausschließen. Gibt der Prüfling eine Aufsichtsarbeit nicht ab oder erscheint er ohne genügende Entschuldigung zur Anfertigung einer Arbeit nicht, so wird diese Arbeit mit ungenügend bewertet.

Die schriftlichen Arbeiten werden von allen Mitgliedern des Prüfungsausschusses vor der mündlichen Prüfung begutachtet.

c) **Die mündliche Prüfung** schließt sich an die Aufsichtsarbeiten an. Sie wird von einem viergliedrigen Ausschuß des Prüfungsamtes abgenommen, dem möglichst zwei Universitätslehrer des Rechts angehören sollen. An die Stelle eines Universitätslehrers des Rechts kann ein Universitätslehrer für wissenschaftliche Politik treten, falls er die Befähigung zum Richteramt oder zum höheren Verwaltungsdienst erlangt hat. Es sollen jeweils 5 Bewerber zusammen während einer Zeitdauer von etwa 5 Stunden geprüft werden. Versäumt ein Prüfling die mündliche Prüfung und leistet er ohne genügende Ent-

schuldigung auch der zweiten Ladung nicht Folge, so ist die Prüfung nicht bestanden. Sie gilt auch dann als nicht bestanden, wenn der Prüfling ohne Genehmigung des Präsidenten des Prüfungsamtes von der Prüfung zurücktritt.

Die einzelnen Prüfungsleistungen sind zu bewerten mit „sehr gut“, „gut“, „voll befriedigend“, „befriedigend“, „ausreichend“, „mangelhaft“, „ungenügend“. Die Beurteilung der Leistungen in der mündlichen Prüfung ist an die angegebenen Noten nicht gebunden. Genügen die Leistungen des Prüflings insgesamt den Anforderungen, so ist die Prüfung für bestanden zu erklären, und zwar als „ausreichend“, „befriedigend“, „voll befriedigend“, „gut“ oder „sehr gut“. Entscheidend für das Gesamtergebnis ist die freie Überzeugung, ob der Bewerber für den Vorbereitungsdienst reif ist. Dabei sollen auch die Leistungen während des Studiums berücksichtigt werden. Die Prüfung ist nicht bestanden, wenn die Leistungen nicht den Anforderungen entsprechen. Die Entscheidung des Ausschusses ist endgültig. Der Prüfling, der die Prüfung bestanden hat, erhält darüber von dem Präsidenten des Prüfungsamtes ein Zeugnis.

Die Wiederholung der Prüfung ist einmal gestattet. Die Prüfung ist vollständig zu wiederholen. Einzelne Prüfungsleistungen können jedoch nach Befürwortung durch den Prüfungsausschuß erlassen werden. Der Prüfling kann frühestens nach 6 Monaten wieder zur Prüfung zugelassen werden, er muß während eines Halbjahres das Rechtsstudium an einer Universität fortsetzen und mindestens an einer mit schriftlichen Arbeiten verbundenen Übung teilnehmen. Der Präsident des Prüfungsamtes kann weitere Auflagen machen, wenn der Prüfungsausschuß dies für erforderlich hält. Eine nochmalige Wiederholung der Prüfung kann in Ausnahmefällen von dem Präsidenten des Prüfungsamtes gestattet werden, wenn ein Prüfling bei zweimaligem Mißerfolg eine Prüfung wegen Versäumnis einer Frist oder eines Termins nicht bestanden hat. Ist der Prüfling wegen eines Täuschungsversuchs von der Prüfung ausgeschlossen worden und die Prüfung für nicht bestanden erklärt, so kann er auf besonderen Antrag beim Präsidenten des Prüfungsamtes und mit Genehmigung des Präsidenten des Landesprüfungsamtes die Prüfung ausnahmsweise wiederholen.

Promotionsordnung der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Johann Wolfgang Goethe-Universität

Die Rechtswissenschaftliche Fakultät verleiht den Grad eines Dr. jur. auf Grund einer von dem Bewerber verfaßten Dissertation und einer mündlichen Prüfung. Ein Rechtsanspruch auf die Zulassung zur Promotion besteht nicht.

Der Bewerber muß das Reifezeugnis einer anerkannten deutschen höheren Schule oder ein als gleichwertig anerkanntes Zeugnis besitzen. Die Fakultät kann ein ausländisches Reifezeugnis als ausreichend anerkennen, wenn die im Ausland erworbene Vorbildung gleichwertig ist. Der Bewerber muß die lateinische Sprache beherrschen, soweit dies für das Verständnis der Rechtsquellen notwendig ist; dies ist durch das große Latinum nachzuweisen, wenn nicht die Fakultät durch Beschluß hiervon befreit.

Die Zulassung zur Promotion setzt ein Studium der Rechtswissenschaft von 7 Semestern voraus. Wer die erste juristische Staatsprüfung bestanden hat, braucht nur ein Studium von 6 Semestern nachzuweisen. War der Bewerber nicht in einer Rechtswissenschaftlichen Fakultät eingeschrieben, so entscheidet über die Anrechnung von Semestern die Fakultät.

Von der erforderlichen Studienzeit müssen wenigstens 2 Semester an der Johann Wolfgang Goethe-Universität ver-

bracht sein. Von diesem Erfordernis kann die Fakultät in besonderen Ausnahmefällen befreien; Voraussetzung hierfür ist in der Regel, daß der Bewerber 2 Semester als Gasthörer an der Universität Frankfurt verbracht hat.

Die Fakultät kann ein Studium der Rechtswissenschaft an einer nicht deutschen Universität auf die erforderliche Studienzeit anrechnen. Der Bewerber muß an mindestens 5 rechtswissenschaftlichen Übungen mit schriftlichen Arbeiten teilgenommen haben. Der Bewerber muß Schüler oder wissenschaftlicher Mitarbeiter eines Lehrers der Fakultät sein. Andere Bewerber können nur ausnahmsweise bei Nachweis besonderer wissenschaftlicher Leistungen zugelassen werden.

Ein Bewerber, der die erste juristische Staatsprüfung bestanden hat, kann nur zugelassen werden, wenn er diese oder die zweite juristische Staatsprüfung mindestens mit dem Prädikat „befriedigend“ bestanden hat. In besonderen Ausnahmefällen kann die Fakultät von diesem Erfordernis absehen.

Das Zulassungsgesuch ist an den Dekan zu richten. Dem Gesuch sind beizufügen:

a) ein Lebenslauf in deutscher Sprache, der auch über den Bildungsgang des Bewerbers Aufschluß gibt, b) ein Führungszeugnis der Universitätsbehörde und der Polizeibehörde des letzten Wohnorts, c) die Zeugnisse über die Vorbildung und das Studium, d) eine Erklärung darüber, ob und mit welchem Erfolg der Bewerber bereits eine Doktor-, Diplom- oder Staatsprüfung abgelegt hat oder ob er eine solche Prüfung abzulegen versucht hat, e) die Dissertation in zwei Exemplaren, f) die Quittung über die eingezahlte Promotionsgebühr, g) 1 Lichtbild.

Das Zulassungsgesuch kann nicht mehr zurückgenommen werden, wenn die Prüfung für nicht bestanden erklärt worden ist oder die mündliche Prüfung begonnen hat.

Die Dissertation muß eine wissenschaftlich beachtliche Leistung sein und die Fähigkeit des Bewerbers dartun, selbstständig wissenschaftlich zu arbeiten. Der Bewerber hat in der Dissertation anzugeben, welche Quellen und Hilfsmittel er für ihre Ausarbeitung benutzt hat. Am Schluß dieser Dissertation hat er folgende Erklärung abzugeben:

„Ich versichere an Eides Statt, daß ich nur die von mir angegebenen Quellen und Hilfsmittel für die Ausarbeitung der Dissertation benutzt und daß ich die aus anderen Schriften wörtlich oder annähernd wörtlich entnommenen Stellen kenntlich gemacht habe. Ich versichere ferner an Eides Statt, daß ich mich fremder Hilfe nur insoweit bedient habe, als ich dies angegeben habe, und im übrigen der selbständige Urheber der Arbeit bin.“

Sind die Voraussetzungen für die Zulassung des Bewerbers erfüllt, so bestellt der Dekan für die Begutachtung der Dissertation zwei planmäßige Professoren als Berichterstatter. Zum Berichterstatter kann mit seinem Einverständnis auch ein emeritierter Professor bestellt werden. Bei Dissertationen aus Grenzgebieten kann die Fakultät den zweiten Berichterstatter aus einer anderen Fakultät oder einer anderen Universität bestellen.

Berichterstatter kann auch ein Honorarprofessor, ein außerplanmäßiger Professor oder ein seit mindestens 4 Semestern lehrender Privatdozent sein. Zum Mitberichterstatter ist in diesem Falle ein planmäßiger Professor zu bestellen.

Wenn die Berichterstatter die Annahme der Arbeit vorschlagen, wird den Mitgliedern der engeren Fakultät hiervon Mitteilung gemacht und ihnen bis zum Vortage der mündlichen Prüfung Gelegenheit zur Einsicht in die Dissertation

Drei Anthologien

Die „Agentur des Rauhen Hauses“, Hamburg, legt in den Bänden „Das kleine Mädchen Hoffnung“, „Lichter gleiten durch den Schatten“ und „Die Tage der Welt sind Gottes Tage“ drei Anthologien kleiner zeitgenössischer Prosastücke vor. Erzählungen, Kurzgeschichten und Reflexionen sollen sich thematisch zusammenschließen. Das Motiv der Hoffnung bzw. das Motiv der Zeit, als „eines der zentralen Themen der zeitgenössischen Dichtung“, findet sich — nach Ausweis des Verlages — in allen Stücken der Sammlungen „Das kleine Mädchen Hoffnung“ und „Die Tage der Welt sind Gottes Tage“. „Durch Zwischentexte wird versucht, die Gedanken, die der Leser in den Erzählungen aus dem Ablauf der Handlung selbst ablesen kann, in mehr grundsätzlicher meditativer Form zu ergänzen“, so im einen Band, während im andern die Folge der Prosastücke durch „sparsam eingestreute Lyrik“ aufgelockert ist. Erfährt man weiterhin, daß die Bücher sich „zum Vorlesen in der Familie und in größeren Kreise“ eignen, so mag die Erinnerung an Sammlungen „zum Vortrag tauglicher Dichtungen“ vom Typ „Was soll ich declamieren?“ oder „Geister deutscher Heiterkeit“ leicht entmutigen, wenn nicht schon die spürbare pädagogische Absicht verstimmt.

Freilich, was den Jugendgruppen heutigentags als Vorlesestoff (möglichst mit Diapositiv-Illustrierung) angeboten und verkauft wird, ist — nicht allein nach ästhetischem Urteil — zuweilen unglaublich schlecht; und jedes Buch, das hier zur Abhilfe beiträgt, verdient ernstgenommen und empfohlen zu werden. Ohne Zweifel hat die „Agentur des Rauhen Hauses“ sich auch jugendpädagogische Aufgaben gestellt; ihr Versuch mit dem Bande „Lichter gleiten durch den Schatten“ dürfte gelungen sein.

Gerhard Wolter und Gerhard Prager bewahren sich bei der Auswahl freie Hand, sie verfahren so großzügig, daß es dem Leser mitunter schwerfällt, die einzelnen Stücke dem jeweils bedeuteten motivischen Aspekt der Hoffnung oder der Zeit einzuordnen. Auch die „meditativen Zwischentexte“, älterer und neuerer Dichtung entnommen, entziehen sich ihrer zugeordneten Bestimmung, sie haben mit den „Gedanken“, die der Leser „aus dem Ablauf der Handlung selbst ablesen kann“, so gut wie nichts zu tun. Mag sein, daß der Rezensent sich falsche Gedanken machte, weil er zu ungenügend ist, Erzählungen auf Gedanken hin abzulesen, mag sein, daß ihm die christliche Dogmatik kein Assoziationsschema ist, das simple Generalnenner liefert, er sich aber — im Sinne der Herausgeber — eines solchen Mechanismus zu bedienen hätte; mag aber auch sein, daß die Herausgeber sich versehen haben oder mit Bedacht — dem Programm nach — Unvereinbares zusammenstellten. Wie dem auch sei, die Anthologien sind mehr als das, wofür sie ausgegeben werden. Ob sie darum auch schon „Querschnitt durch die repräsentative deutsche Dichtung der Gegenwart“ heißen dürfen?

Wilhelm von Scholz ist der älteste, Siegfried Lenz wohl der jüngste Autor der Anthologien.

„Es (das Mädchen) zeigte sich anständig, fleißig, zurückhaltend und stets höflich, war umsichtig und ein angenehmer, anspruchsloser Hausgenosse, dabei fröhlich mit den Kindern, ernst und mehr zuhörend als redend mit den Erwachsenen, so daß der Pfarrer zu seiner Frau sagte: ‚Mit Amalie haben wir ...‘“ (W. v. Scholz, Das Kinderfräulein)

„Über dem Dach des Postgebäudes leuchtete der Mond, der rechts oben zu schrumpfen begann, als Meta auf den Omnibus wartete.“ (Hans Bender, Die Kündigung)

Im Vergleich solcher Sätze zeichnen sich nicht nur Unterschiede des persönlichen Stils, sondern auch Generationsunterschiede ab. Behaglich sich ausbreitend, versäumt der eine Satz keine Einzelheit und lenkt dann, die Relationen genau markierend, geschmeidig in eine Richtung ein. Der andere Satz spart aus, er ist spröde in der Ungreifbarkeit seines Beziehungsgefüges; zwei Vorgänge geraten über ihre bloße Gleichzeitigkeit hinaus in eine unvermutete Verbindung, die der Leser zwingend erfährt, ohne über die Art solcher Relation sich Rechenschaft geben zu können. Die stilistischen Mittel sind erkennbar; entscheidend ist vielleicht, daß vom Temporalsatz her ein zeitlich weit ausgreifendes „Beginnen“ (der Mondphase) als auf einen Zeitpunkt zusammengefaßt erscheint, wozu die Stellung der Gliedsätze (Mitstellung des Relativsatzes), die Wortwahl („schrumpfen“) und die adverbiale Bestimmung (rechts oben) das ihre beitragen usw. usw.

Mit dem Aufweis seiner Stilmerkmale ist ein solcher Satz nicht abzufertigen, er verschließt sich im Letzten; er kommt nicht zur Ruhe, er ist — wiewohl im Sinne grammatischer Regeln abgeschlossen — Fragment und bestätigt so die Eigentümlichkeit der Kurzgeschichte, die ihren Gegenstand verkürzt und ihn isoliert, um ihm die Mannigfaltigkeit seiner Aspekte und Bezüge zu erhalten.

Die Anthologien geben ein gutes, wenn auch kein vollständiges Bild von neueren Wandlungen der kleinen Prosaform — aber auch von der starken Abnutzbarkeit moderner Erzähltechniken.

... und der Mast schlug krängend nach den Seiten und schrieb seine wirre Bewegung in den Himmel. Dann war er raus und bekam ruhiges Wasser ... Die Darstellung des „krängenden“ Mastes ist wortselige lyrische Einlage, die keinen Aspekt eröffnet. Das Bild einer Bewegung, die in den

Himmel geschrieben wird (nicht etwa eine Bewegung mit der geschrieben wird) wirkt genau so klischiert wie die saloppe Ausdrucksweise „dann war er raus“.

Manches findet sich in den Bänden, das nicht mehr als die vielberufene „Lust am Fabulieren“ verrät, vieles das gut und sauber gemacht ist, wenig, das eigenwillig ist und die Möglichkeiten moderner Prosa zu erkennen gibt.

Ilse Aichinger, Hans Bender, Heinrich Böll, Wolfgang Hildesheimer und Martin Walser verdienen unter den Autoren der drei Anthologien wohl die meiste Aufmerksamkeit.
H. E.

Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg:
„Das kleine Mädchen Hoffnung“, Auswahl: Gerhard Wolter, 9,80 DM.
„Lichter gleiten durch den Schatten“, Ausw. Gerhard Wolter, 11,80 DM.
„Die Tage der Welt sind Gottes Tage“, Ausw. Gerhard Prager, 11,80 DM.



95 Pf. und DM 1,50, mit Lecithin DM 1,80 — In Apotheken und Drogerien

Werkmonographien

Reclams Universalbibliothek hat ihr Programm um eine neue Reihe erweitert, die unter dem Titel „Werkmonographien zur bildenden Kunst“ erscheint. Die ersten 12 Hefte dieser Reihe, die von Carl Georg Heise herausgegeben wird, liegen jetzt vor. Sie enthalten je 32 Textseiten und 16 Bildtafeln (schwarz-weiß); von den übrigen Bänden der Universalbibliothek, mit denen sie das Format gemeinsam haben, unterscheiden sie sich durch den kartonierten, lackierten Umschlag, auf dessen Titelseite das behandelte Kunstwerk abgebildet ist. Aus dem Titel geht schon hervor, daß es sich hier keineswegs um Bildbändchen im üblichen Sinne handelt. Das Schwergewicht liegt auf dem Text. Jeweils ein Werk der bildenden Kunst, sei es der Malerei oder der Bildhauerei, wird eingehend interpretiert. Dazu werden Beispiele herangezogen, wie derselbe Meister das gleiche Thema bei anderer Gelegenheit behandelt hat, wie es andere Meister der Zeit zu gestalten versuchten, ja sogar in der Literatur werden gelegentlich Parallelen gesucht. Damit soll die Eigenart des Künstlers und das geschichtliche Niveau charakterisiert werden. Eine kurze Biographie, gelegentlich durch einige Briefe bereichert, sowie Urteile älterer Sachkenner vervollständigen den Text. Die Bildtafeln sind an sich nur eine Hilfe, sie geben die Möglichkeit, die Interpretation nachzuprüfen. Keineswegs sind sie dazu geeignet, einen wirklichen Eindruck des Kunstwerks zu vermitteln, dazu sind sie schon im Format zu klein. Diese Monographien können keinen umgreifenden Überblick über das Schaffen eines Künstlers bieten, indem sie aber an einem bestimmten Werk den Zugang zu seinem Schöpfer eröffnen, geben sie Ansatzpunkte zum Verständnis des Gesamtwerkes und Anregung, sich mit diesem genauer zu befassen. Dazu wäre allerdings von Nutzen gewesen, wenn der nur in wenigen Heften vorhandene Literaturhinweis überall vorzufinden wäre. G. H.

Reclams Universalbibliothek Werkmonographien der Bildenden Kunst, bis jetzt 12 Hefte zu je 0,90 DM.

Ein gewissenhafter Chronist

Paul Seabury hat 1954 bei der University of California-Press die interessante Studie „Die Wilhelmstraße 1930—1945“ herausgebracht. Das Buch besticht durch den Fleiß und die Sorgfalt des Verfassers, mit denen er die archivarischen Fakten zu einem chronologisch kompakten Ganzen zusammengefügt hat. Im Nest-Verlag Frankfurt am Main ist nun die deutsche Übersetzung erschienen. Weil wir die Geschichte der deutschen Diplomatie des III. Reiches nur aus Memoiren kennen und die bereits veröffentlichten einzelnen Akten des Auswärtigen Amtes nicht ins Gewicht fallen, ist dieses Buch ein Gewinn auf dem Sektor der politischen Literatur. Eine echte historische Arbeit ist es allerdings nicht, denn es fehlt ihm die Analyse, das abgewogene, nach allen Seiten hin geprüfte Urteil. Diese Selbstbescheidung des Autors ist ein wirklicher Mangel. Trotzdem sind wir aber für seine Arbeit dankbar, denn die deutsche Wissenschaft hat noch immer nicht genügend Zugang zu den Archiven der ehemaligen Reichsministerien, die sich jetzt seit mehr als zehn Jahren im Gewahrsam der amerikanischen Regierung befinden. Str.

Paul Seabury: Die Wilhelmstraße 1930—1945, Nest-Verlag Frankfurt am Main, Preis: 12,80 DM.

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Triltsch - Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. — Angebote unverbindlich!

Zeitschriftenschau

Wir empfehlen unseren Lesern folgende Zeitschriftenartikel zur Lektüre:

Politik

- Die Zukunft des polnischen Kommunismus.
Isaac Deutscher in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 27. 10. 1956.
- Das ganze Deutschland — was ist das?
Otto Heinrich Greve in Deutsche Rundschau. 1956, H. 8.
- Die Befreiung der Befreiten. Hintergründe der Auseinandersetzung im Mittleren Osten.
Hans Jaeger in Deutsche Rundschau. 1956, H. 10.
- Das Rätsel des Ostens.
Hans Jaeger in Deutsche Rundschau. 1956, H. 8.
- Der russische Mensch und der Bolschewismus.
Ernst Krenner in Politische Studien. 1956, H. 78.
- Antisemitismus in der Bundesrepublik.
Harry Pross in Deutsche Rundschau. 1956, H. 10.
- Der Nebenstaat. Zu einer aktuellen Schrift von Theodor Eschenburg.
Harry Pross in Deutsche Rundschau. 1956, H. 9.
- Von der Fragwürdigkeit antikommunistischer Propaganda.
Hans O. Staub in Deutsche Rundschau. 1956, H. 9.
- Wiederkehr des deutschen Militarismus?
Thilo Wertherm-Beichlingen in Politische Studien. 1956, H. 78.

Wissenschaft

- Das Menschenbild im Strafrecht.
Fritz Bauer in Die neue Gesellschaft. 1956, H. 5.
- Ziele und Aufgaben einer Justizreform.
Otto Bleibtreu in Die neue Gesellschaft. 1956, H. 5.
- Das Experiment in der Soziologie. Methodische Schwierigkeiten der empirischen Sozialforschung.
René König in Deutsche Universitätszeitung. 1956, H. 20.

Kultur

- Mensch — Forschung — Technik. Ausblick und Warnung.
Walther Gerlach in Deutsche Zeitung und Wirtschaftszeitung v. 27. 10. 1956.
- Die Atombombe und die Zukunft der Menschen.
Karl Jaspers in Die Gegenwart. 1956, H. 21.
- Die Intelligenz und die heutige Gesellschaft.
Alfred v. Martin in Universitas. 1956, H. 10.

Photocopien, Lichtpausen, Photodruck, Reproduktionen, Großphotos, Diapositive, Mikrofilm.

Die Photocopie Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, TEL. 172441

Zur Wirtschafts- und Sozialpolitik

In den nachfolgenden Ausführungen sei die Aufmerksamkeit auf eine höchst interessante Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke in der BRD gelenkt. Es ist meines Erachtens notwendig, daß sich alle angehenden Akademiker, nicht nur Wirtschaftswissenschaftler, mit Aufsätzen wie „Das Sozialprodukt und seine Verteilung“⁽¹⁾, „Zum Kartellproblem“⁽²⁾, „Die Eigentumsbildung in Arbeiterhand“⁽³⁾, „Aufgaben und Grenzen der Genossenschaften“⁽⁴⁾, um nur einige Themen zu nennen, beschäftigen. Dabei bietet diese Schriftenreihe den Vorteil, in ihrer Darstellung vorzüglich und allgemeinverständlich den Stoff auf wissenschaftliche Art zu umreißen. Daß bei manchen Fragen, besonders auf sozialem Gebiet, eine ganz spezifische Meinung vertreten wird, mindert den Wert dieser Schriftenreihe keinesfalls, sondern trägt sogar zu einer Klarstellung der verschiedenen Meinungen bei. Im übrigen soll sich ja der Leser keineswegs dieser Meinung anschließen, sondern sich nur mit diesen Fragen auseinandersetzen. Im übrigen erfüllen die Darstellungen weitgehend die Aufgabe einer sachlichen Unterrichtung.

In einem Heft beschäftigt sich O. v. Nell-Breuning mit dem Problem der Veränderung der Anteile verschiedener Bevölkerungsgruppen am Sozialprodukt. Dabei geht er aus von der Institution des Eigentums als naturrechtlicher Institution, die für „die Ordnung und das Wohlergehen der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich“ sei. In diesem Rahmen sucht er eine Lösung der sozialen Frage, denn „den heute von Produktionsmittelbesitz entblößten (proletarischen) Menschen muß zu Eigentum, auch an den Produktionsmitteln, verholfen werden“. In wieweit der vorgezeigte Weg realisierbar und ob die aus der modernen Wirtschaftstheorie und Statistik gewonnenen Ergebnisse sich immer mit den Prämissen bzw. Ergebnissen Nell-Breunings decken, sei hier nicht dargelegt. In jedem Falle ist die Meinung eines so prominenten katholischen Sozialpolitikers zu einem so brennenden Problem interessant.

Besonders lesenswert ist die von dem Statistiker und internationalen Fachmann für Volkseinkommensfragen Paul Jostock verfaßte Schrift „Das Sozialprodukt und seine Verteilung“. Sicherlich wird über kein Problem mehr in der breiten Öffentlichkeit diskutiert als über dieses, und ebenso sicher herrscht bei dem Nichtfachmann selten eine größere Unwissenheit als über die Definitionen des Sozialproduktes und seine tatsächliche Verteilung. Hiergegen sucht Jostock Abhilfe mit seiner Darstellung zu schaffen. Im ersten Teil seiner Ausführungen bringt er eine genaue Abgrenzung und Erläuterung der Begriffe. Dabei wird auch eine kurze geschichtliche Erläuterung gegeben. Anschließend behandelt der Statistiker die verschiedenen Berechnungsmethoden und ihre praktische Bedeutung. Hierbei weist er auf die mannigfachen Schwierigkeiten hin, sei es die Behandlung der Hausfrauenarbeit oder die Berechnung des Eigenverbrauchs der landwirtschaftlichen Erzeuger, um nur zwei Beispiele zu nennen. Daß die Schwierigkeiten bei einem internationalen Vergleich noch bedeutend größer werden, dürfte klar sein; so ist die Voraussetzung eines nur einigermaßen sinnvollen Vergleichs die Angehörigkeit der vergleichenden Länder zu einer annähernd gleichen Kulturstufe. Daß auch noch andere Störungsfaktoren, z. B. Unterschiede der Wirtschaftsverfassung, bestehen, ist wohl einsichtig. Im letzten Teil des Heftes stellt Jostock das Wachstum, die Verteilung und andeutungsweise Strukturwandlungen und ihre Grenzen dar. Besonders erfreulich ist bei allem die Verwendung von reichem und neuestem Zahlenmaterial. Man kann unbedenklich sagen, daß es selten eine so klare, kurze und doch wissenschaftlich fundierte Darstellung der Fragen um das Sozialprodukt gibt, wie gerade dieses Heft. Seine Lektüre wird nicht nur für den Nationalökonom, sondern für jeden am öffentlichen Leben Interessierten von großem Nutzen sein.

A. Mushake

- 1) Paul Jostock: „Das Sozialprodukt und seine Verteilung“, Verlag Bonifacius-Druckerei Paderborn, 48 S., brosch., 0,80 DM.
- 2) Hermann Josef Wallraff SJ.: „Zum Kartellproblem“, 36 S., 0,60 DM.
- 3) Oswald von Nell-Breuning SJ.: „Eigentumsbildung in Arbeiterhand“, 42 S., 0,80 DM.
- 4) Anton Tautscher: „Aufgaben und Grenzen der Genossenschaften“, 38 S., 0,60 DM.

Für Studierende Sonderbezugspreis DM 2.90 monatlich

Deutsche Zeitung

und Wirtschafts Zeitung

Die Zeitung mit der instruktiven Information in Politik und Wirtschaft. Kein Nachrichtenblatt, sondern eine Zeitung, die in tiefeschürfenden Kommentaren die Lage erörtert und ohne Rücksichtnahme auf Interessengruppen den Problemen unserer Tage auf den Grund geht. Die Beschränkung auf das Wesentliche und die Schärfe der Analysen entsprechen den Anforderungen, die gerade Studenten an eine Zeitung stellen.

Versand in den Semesterferien auch an die Heimatanschrift

Verlag: Curt E. Schwab G. m. b. H., Stuttgart W, Silberburgstraße 193

Diskreter Besuch / von Klaus Nonnenmann

„2 x 24“ — Ein Märchen und zehn Bilder — lebt von einem Justizskandal Frankreichs, der geeignet ist, Lebensmüde aufzurichten. Und selten, so schreiben illustrierte Blätter, haben Berufsrichter und Reporter so hemmungslos gelacht während einer Verhandlung.

In einem kleinen Provinznest war ein kleines Gefängnis. Im Gefängnis saß ein Direktor, der zum Alkohol emporgestiegen war, und das mit vollem Recht: er war Humanist. Wer ertrüge das schon — auf diesem Posten? Außerdem, es war ja nichts los für die Fantasie eines korpulenten Mannes, dessen Kinderseele täglich vom Leben betrogen wurde. Im Haus: ein Urkundenfälscher, zwei Hühnerdiebe, ein straffälliger Rechtsanwalt mit Komplexen, drei illegale Damen, kurzum die Akten verstaubten im Büro, das Essen war miserabel, die Post blieb uneröffnet, und der Zusammenbruch von Direktion und Zellenbewohnern war stündlich zu erwarten.

Ein Zufall bringt — und damit beginnt „2 x 24“ — Pierre Bainville, einen zarten Fälscher an den Schreibtisch Bonnets, des Direktors, eben als der die Nerven verliert. Denn erstens hat ihm Natalie, die Gute, alle Calvadosflaschen eingeschlossen und dann telefoniert Inspektor Savarin, dieser Schuft, also der Kerl telefoniert, aber dienstlich und sagt, das Gefängnis sei liebedürftig verwaltet, und er habe der Regierung geschrieben.

Bainville, der Häftling wittert die Stunde. Aber außerdem — das muß man einfach glauben, ohne Bonnet gesehen zu haben — lieben sie ihn alle, ihren Chef. Wie einen Vater, dessen Schande man begreift. Bainville übernimmt die Prokura. Bonnet geht trinken und die Häftlinge regieren sich selbst.

In Frankreich ging das länger gut, als es für eine Komödie tragbar wäre. Zuweilen holten die Gefangenen ihren Alten mit dem Schubkarren aus einem Bistro, wenn er nicht mehr stehen konnte. Die ganze Kleinstadt wußte von der Sache, aber der Trotz gegen die Regierung ist ein starkes Band. Außerdem verdiente man gut am neuen Gefängnis.

Denn es wurde ein Sanatorium. Frauen waren da. Ein Hotelier — Hühnerdieb, versteht sich — stand in der Küche, und wie man Frankreich kennt, wurde mit Kultur gegessen.

Natürlich ging alles schief, sonst stünde es nicht in der Zeitung. Ein von Bainville vorzeitig Entlassener kam in Paris, unter Alkohol, ins Schwärmen, und dumme Weise war der Kriminalbeamte nebenan noch nicht so weit. Das Gericht hatte viel zu tun.

Unser Bild zeigt den ersten schüchternen Gang Bainvilles, der vor einer Stunde noch in der Zelle saß, und am Ende der vorigen Szene von Direktor Bonnet mit einem schmatzenden Kuß auf die Wangen den Schlüssel erhielt, um sich einzuarbeiten. Natalie als Frau Direktor, und Simone, das hübsche Stück von Tochter sind auf dem Wäschespeicher. Beide Frauen spielen eine tragisch-erotische Rolle, denn das ist wohl einzusehen: so ein Gefängnis ändert sich! Bainvilles gefälschte Dienstsiegel rufen die interessantesten Schwerverbrecher ins Haus, endlich ist für Bonnets Fantasie gesorgt: Man hat ein Parlament, große Gelage, charmante Gesellschaft und eine Strafzelle, die durch kluge Selbstbeschuldigung stets gefüllt bleibt, denn gut essen wollen sie alle. Wie es überhaupt ziemlich frei und streng nach Gerichtsakten zugeht, im Stück.

Nur Bainville, und da ist Simone schuld, das kann man schon sagen, Bainville ändert sich. Bald wird er Robespierre genannt. Verwalten Sie einmal ein liberales Gefängnis!

Zur Regie: Unsichtbarer Sprecher am Mikrophon bedient Cembalo auf Tonband.

Proszenium rechts im Scheinwerfer.

Ein Wäscheständer von 1812. So sieht er auch aus. Er wackelt, seine Seile sind mürbe. Am vorderen Strick hängen vier lange Ketten mit Klammern (veraltete Handschellen).

Cembalo, noch voll aus der Pointe des vorigen Bildes, wird halblaut zurückgenommen.

Simone und Natalie kommen von rechts unten (Treppen). Sie tragen den Wäschekorb, einen Klammersack (Natalie) und einen Hocker (Simone). Sie atmen schwer: der Speicher ist oben.

Stilisiertes Spiel, doch werden auch jetzt alle Gesten und Mundbewegungen ausgeführt.

Simone steigt auf den Hocker. Natalie, die Mutter betrachtet wehmütig-stolz ihre Beine. Simone fährt mit der Hand über die Seile, sie ist entsetzt, denn natürlich sind sie schmutzig. Simone deutet es an. Disput mit der Mutter: was nimmt man zum Reinigen? Simone schlägt einige Wäschestücke vor, läßt sie von Natalie aus dem Korb nehmen, sie streiten, Natalie wehrt sich, daß man ausgerechnet in h r e Wäsche dazu verwenden will. Simone drängt und deutet auf ein offensichtlich Natalie gehörendes Stück hin: einen fürchterlich unmodernen Unterrock.

Natalie: (empört. Wirft den Klammersack auf die Erde.) In die Schrecksekunde: Cembalotonband aus.

Natalie: (wütend.) Dann geht eben deine alte Mutter (sie geht; auf halbem Wege) Simone! Die Treppen sind so steil!

Simone: (Vom Hocker herab.) Du siehst wunderbar jung aus, Mama.

Natalie: Pa! (sie geht.)

Simone: (Bleibt, Rücken halb zum Publikum oben. Sie wiegt den Oberkörper an dem Wäscheständer, indem sie beide Arme auf die Seile legt. Sie pfeift Takte der Cembalomelodie laut und sehr falsch.)

Bainville: (Kommt vom Proszenium links. Trägt Neuchâtres — des Polizisten — Riesenschlüsselbund. Sträflingsanzug mit Rose im Knopfloch.) O — pardon! (er betrachtet Simones Figur.)

Simone: (lässig vom Hocker herab.) Sie sind es also! Zum Erschrecken.

Bainville: (verbeugt sich.) Bainville! Mademoiselle, es ist mir eine angenehme Pflicht —

Simone: Lächerlich.

Bainville: Sie meinten?

Simone: Eine Pflicht ist nie angenehm. Ein Wolf ist kein Schaf, oder wie?!

Bainville: (verwirrt.) Ich meinte, ich wollte sagen (starrt sie an.)

Simone: Gefalle ich Ihnen?

Bainville: (Verlegen.) Ja.

Simone: Das freut mich. Ich hatte bisher keine Verehrer aus Ihren Kreisen.

(fixiert ihn spöttisch.) Sie sind Bainville! Papa hat uns alles erzählt. Als ich ihm die Krawatte band, sagte er plötzlich: ich habe einen Bainville gefunden. (Pause.) Er war ganz betrunken!

Bainville: (lacht harmlos.) Das ist er immer.

Simone: (schlägt ihm auf die Nase.) Pfui!

Papa ist krank. Er ist sehr krank.

(leis, eindringlich.) Er hat eine große Seele. Er sagt mir oft: Cherie, ich platze — was lachen Sie?! Er ist dick, Papa, aber er ist noch zu schmal für seine Seele. Wem sage ich das?

(Ausbruch.) Er wollte Präsident der Republik werden, und warum nicht? Ich glaube es ihm, es wäre durchaus möglich, denn er hat es mir selbst erzählt. Aber — er wollte auch Heiliger werden, nur: das ist kein rechter Beruf, Papa ist unglücklich darüber. Und wenn er trinkt, ein kleines bißchen trinkt, was dann? He Monsieur, was dann?!

Sie wissen, wovon er träumt. Aber als er endlich reindurfte, in den Club patriotischer Segelflieger — durfte er? Nein, denn seine Brille ist zu stark, und sie ließen ihn Modelle abstauben, und beim Start stand er an der Winde und das Seil —

(sie atmet schwer und läßt durch Gesten das Seil an sich vorbeilaufen.) Das Seil — die Leiter zum Himmel, sie lief neben ihm her, verstehen Sie: so lief sie, so — immer in den Himmel, aber Papa stand auf dem Gras, ein kurzsichtiges Kind, und ein anderer, immer ein anderer war im Himmel. Lachen Sie?

Bainville: (erschrocken.) Ich?

Simone: Tun Sie es nie!

Und Mama — o er hatte sie lieb, ich weiß es. Wie im Kino, ganz dumm lieb und so lächerlich treu —. Mama hat mir alles erzählt, und ich sage Ihnen . . . (bricht ab. Fixiert ihn)

Simone: Was verstehen Sie schon vom Leben? Ein bürgerlicher Häftling.

Ich — ich sollte Musik studieren. Papa sagt, Musik, das ist ein bißchen, nun (geniert sich) er sagt, das ist wie das Seil, durch das man hinaufgezogen wird. Aber —

Bainville: Sie sind nicht musikalisch?

Simone: Woher wissen Sie?

Bainville: Ich hörte Sie pfeifen.

Simone: (springt vom Hocker, lacht herzlich.) Sie sind intelligent. Wie ist Ihr Vorname?

Bainville: Pierre.

Simone: Ganz nett. Was machen Sie überhaupt?

Bainville: (verlegen.) Ich arbeite mich ein, Mademoiselle Bonnet. Ich inspiziere.

Simone: (scharf.) Den Wäschespeicher?

Bainville: Das ganze Haus. Ihr Herr Vater erlaubte mir gütigst —

Simone: (böse.) Was gütigst?

Bainville: Mich heute nach Tisch Ihrer Frau Mutter und Ihnen vorzustellen. Aber nun hatte ich schon die angenehme Pflicht, wollte sagen — (stockt) ich traf Sie allein.

Simone: O! Mama kommt gleich wieder. Sie wird sich gar nicht freuen. Sie ist nicht vorteilhaft angezogen. Also gehen Sie! (deutet nach links, woher er kam.) Nach dort!

(plötzlich mißtrauisch.) Wie laufen Sie herum? So allein. Wo ist Neuchâtre (der Polizist)?

Bainville: Er hilft in der Frauenabteilung.

(traurig.) So weit gingen meine Vollmachten nicht.

Simone: (Merkt, daß er an ihrem Anblick leidet. Plötzlich ganz weich): Ist es sehr schwer, Monsieur Bainville?

Bainville: Ziemlich.

Simone: Wie lange sitzen — wieviele Jahre wohnen Sie schon bei uns?

Bainville: Zwei.

Simone: Und?

Bainville: Noch eines.

Simone: Sind Sie verheiratet?

Bainville: Leider nein.

Simone: Was ist das schon wieder! Leider! (Da er hilflos vor ihr steht: sie betrachtet ihn und geht sehr langsam auf ihn zu.) Mama wird gleich kommen. (warm.) Sie sind nicht mein Typ. Aber ich helfe gerne. (legt die Arme um ihn. Küßt ihn.)

Bainville: (küßt sie scheu. Wird leidenschaftlicher.)

Simone: (befreit sich.) Es ist ein Wäschespeicher! Mehr kann ich nicht für Sie tun, Monsieur, und es war nur Mitleid, hören Sie?!

(leise.) Ich lese viele Romane, und drei Jahre ohne Frau, also das versteht man.

(barsch.) Geben Sie Ihr Taschentuch.

Bainville: (gibt es verblüfft.)

Simone: (springt auf den Hocker und reibt alle Seile damit ab.)

Bainville: (ruft von unten, hinter den Kulissen.) Simone!

Simone: Mama!

Bainville: Wo ist denn der Bügellappen?

Simone: Komm rauf, ich hab schon was.

Bainville: Wie?

Simone: Raufkommen sollst Du. (springt herunter.)

(Streicht ihm die Sträflingsfrisur zurück.)

Hübsch sind Sie nicht. Hoffentlich wissen Sie das.

Dafür aber — ehrgeizig, wie?!

Bainville: Was blieb mir übrig?

Simone: (lacht.) Das war artig. Also geben Sie schon die Wäsche. Zuerst die Decke. Haben Sie saubere Hände?

Bainville: (zeigt die Hände.)

Simone: Hm. Pierre Bainville! Also, was stehen Sie herum?

Bainville: Sie ketten die triefenden Decke an die Handschellen. (bemerkt die Ketten. Entsetzt.) Was ist denn das?

Simone: Handschellen. Papa mag sie nicht. (befestigt die Decke.) Papa ist Humanist.

(vom Hocker herab.) Wenn Sie ihn bloßstellen, wenn Sie ihn überfahren, meinen kranken dummen Paps, dann — ich bringe Sie um. Sehen Sie, so! (sie faßt seinen Hals und demonstriert Erwürgen.)

Simone: Sie leben alle von ihm. Mama und Sie — (leis.) Und er ist immer betrunken, immer!

Bainville: (schüchtern.) Das sagte ich ja.

Simone: Halten Sie den Mund. Sie haben nur das Recht, etwas zu bemerken. Los! Was ist denn?

Bainville: Ich verehere ihn.

Simone: Geben Sie schon!

Bainville: (nimmt einen Büstenhalter aus dem Korb, reicht ihn zu.)

Simone: Schauen Sie nicht so hungrig, Pierre. Oder ich weine!

Bainville: Es kommt so plötzlich, Mademoiselle. Zwei Jahre in der Zelle, es kommt wirklich sehr überraschend!

Simone: (Schlägt ihm kameradschaftlich auf die Schulter, sie lachen. Springt auf den Hocker. Er reicht zu, sie nimmt an und befestigt die Wäsche.)

Das Spiel wird stilisiert.

Sprecher: Wenn es wahr sein sollte, das alte Wort: Der Mund einer schönen Frau ist selten in Ferien — dann geht sie gern und immer in die Schule: Simone, des Herrn Direktors einzige Tochter. Und Bainville? Kennt man die Spannungen eines Buchhalters mit Innenleben? Simones vergifteter Pfeil brennt in seiner gestreiften Brust.

Bainville: (greift sich theatralisch auf den Sträflingsanzug.)

Simone: Was ist denn?

Bainville: Nichts.

Simone: Ich war — nicht nett zu Ihnen?

Bainville: Mir ist — ein wenig übel. Die Wäsche ist so feucht.

Simone: (barsch.) Ja was dachten Sie, wozu wir . . . ? (versteht erst jetzt. Sie springt vom Hocker und legt in zögernd-majestätischer Keuschheit seine Hand auf ihre Brust. Sie bleiben erstarrt stehen.)

Simone: (leis.) So ist — es besser?

Bainville: Nein.

Simone: Mir auch nicht. (Sie bleiben stehen.)

Sprecher: Und wie immer im Leben: sie wird kommen, die dritte Person, unangemeldet, fürchterlich störend und grauenhaft leise —

Natalie: (brüllt aus den Kulissen.) Simone! Die Treppe bringt mich um!!

Simone: (löst lächelnd seine Hand, steigt in aller Ruhe auf den Hocker. Er, benommen, reicht ihr Wäsche, sie hängt auf.)

Sprecher: Nur das geschulte Personal hat Glück, und die Zitate von Midi le Pont ist um eine dramatische Szene betrogen.

Natalie: (schnaufend. Erschrickt.) O!

Simone: Das ist Monsieur Bainville, Mama. Er wollte sich Dir vorstellen.

Bainville: (verbeugt sich vor Natalie. Er zieht die Rose aus seiner Sträflingskleidung und reicht sie ihr. Küßt ihr die Hand.) Madame — es ist mir eine —

Simone: (verwundet. Scharf.) Angenehme Pflicht, wollte er sagen.

Bainville: (lachend.) Ich muß protestieren, Madame. Sie kennenzulernen, ist angenehm. (zu Simone.) Doch keine Pflicht! Ein Wolf ist kein Schaf, oder wie?!

Natalie: Wie geistreich Sie das formulieren!

Simone: (schweigt.)

Natalie: Leider bin ich — (streicht verlegen über ihre Schürze.)

Bainville: Madame, ich bin untröstlich. Es war ein — Zufall, daß ich noch die Ehre habe, Sie zu sehen. Und eine Schürze, ich finde eine Schürze ist sehr — eh — individuell.

Natalie: O das ist wahr.

Bainville: (bemerkt, daß Simone ihn fressen würde.) Madame, ich darf mich —

Simone: (böse.) Verabschieden und Ihrer Gunst empfehlen. Wollten Sie das nicht sagen?

Bainville: (schaut Simone eine Sekunde schmerzlich an.) Genau so! Sie sind überaus scharfsinnig, mein Fräulein. Verabschieden, ganz recht, und ich sehe nicht ein — (schluckt trocken) — warum ich hier überhaupt noch lebe!

(Verbeugung vor der Alten, kein Blick für Simone, und ab.)

Natalie: Er hat seine Schlüssel vergessen, rasch!

Simone: (reißt sie an sich.) Ich werde sie ihm geben.

Natalie: (dreht die Rose in der Hand.)

Du warst wieder unausstehlich, meine Tochter. Papa und ich — wir haben Dich so herzlich herbeigesehnt — was guckst Du mich an?

Aber ich bin über Deine Erziehung verzweifelt.

Simone: (schweigt.)

Natalie: Bainville ist sehr hübsch, findest Du nicht?

Simone: (schweigt.)

Natalie: Ich fürchte, deshalb ist er nicht ehrgeizig genug. Und das muß er sein, er muß einfach! Es geht um Papa. Es geht um unser täglich Brot. Du ißt doch gerne Brot?!

Simone: (schweigt.)

Natalie: Ich will Dir etwas sagen, mein Kind: wenn er auch ein Häftling ist, dieser Mann, mache ein kluges Gesicht, wenn ich mit Dir spreche, ein Häftling, sage ich und — das ist Gottes Sache, vielleicht ein Missetäter — (Sie fuchelt mit der Faust vor Simones Gesicht.) Konntest Du nicht ein bißchen freundlicher zu ihm sein?!

Scheinwerfer aus. Cembalo überlaut in die Szene.

DAS LEBEN DER STUDENTEN

von Walter Benjamin

Der Aufsatz ist etwas verkürzt dem Buch „Das Ziel“ – Aufrufe zu tätigen Geist, herausgegeben von Kurt Hiller, München und Berlin 1916, Georg-Müller-Verlag – entnommen. Grund des Abdrucks ist die Aktualität dieses Aufsatzes, die nicht dadurch geschmälert wird, daß er eine Situation vor 40 Jahren kennzeichnet.

An das Leben der Studenten tritt die Frage nach seiner bewußten Einheit heran. Sie steht am Anfang, denn es fördert nicht, im Studentenleben Probleme zu unterscheiden — Wissenschaft, Staat, Tugend —, wenn ihm der Mut fehlt, sich überhaupt zu unterwerfen. Das Auszeichnende im Studentenleben ist in der Tat der Gegenwille, sich einem Prinzip zu unterwerfen, mit der Idee sich zu durchdringen. Der Name der Wissenschaft dient vorzüglich, eine tiefeingesessene, verbürgte Indifferenz zu verbergen. Das studentische Leben an der Idee der Wissenschaft messen, bedeutet keineswegs Panlogismus, Intellektualismus — wie man zu fürchten geneigt ist —, sondern das ist rechtskräftige Kritik, da zu allermeist die Wissenschaft als der ehrene Wall, der Studenten gegen „fremde“ Ansprüche aufgeführt wird. Also es handelt sich um innere Einheit, nicht um Kritik von außen. Hier ist die Antwort gegeben mit dem Hinweis, daß für die allermeisten Studenten die Wissenschaft Berufsschule ist. Weil „Wissenschaft mit dem Leben nichts zu tun hat“, darum muß sie ausschließlich das Leben dessen gestalten, der ihr folgt. Zu den unschuldig-verlogenen Reservaten vor ihr gehört die Erwartung, sie müsse X und Y zum Berufe verhelfen. Der Beruf folgt so wenig aus der Wissenschaft, daß sie ihn sogar ausschließen kann. Denn die Wissenschaft duldet ihrem Wesen nach keine Lösung von sich, sie verpflichtet den Forschenden, in gewisser Weise immer als Lehrer, niemals zu den staatlichen Berufsformen des Arztes, Juristen, Hochschullehrers.

Es ist mißverständlich, im einzelnen Forderungen zu entwickeln, solange der einzelnen in der Erfüllung doch der Geist ihrer Gesamtheit versagt bliebe, und nur dies soll als bemerkenswert und erstaunlich hervorgehoben werden: wie in der Institution des Collegs als in einem ungeheuren Versteckspiel die Gesamtheiten der Lehrer und Schüler sich aneinander vorüberschieben und nie erblicken. Immer bleibt hier die Schülerschaft als unbeamtet hinter der Lehrerschaft zurück, und der rechtliche Grundbau der Universität, verkörpert im Kultusminister, den der Souverän, nicht die Universität ernannt, ist eine halb verhüllte Korrespondenz der akademischen Behörde über die Häupter der Schüler (und in seltenen und glücklichen Fällen auch der Lehrer) mit den staatlichen Organen.

Die unkritische und widerstandslose Ergebung in diesen Zustand ist ein wesentlicher Zug im Studentenleben. Zwar haben die sogenannten freistudentischen Organisationen und andere sozial gerichtete einen scheinbaren Lösungsversuch unternommen. Dieser geht zuletzt auf völlige Verbürgerung der Institution, und nirgends hat sich deutlicher als an dieser Stelle gezeigt, daß die heutigen Studenten als Gemeinschaft nicht fähig sind, die Frage des wissenschaftlichen Lebens überhaupt zu stellen und seinen unlöslichen Protest gegen das Berufsleben der Zeit zu erfassen. Weil sie überaus scharf die chaotische Vorstellung der Studenten von wissenschaftlichen Leben erklärt, darum ist die Kritik der „freistudentischen“ und der ihr nahestehenden Ideen notwendig und soll mit Worten aus einer Rede geschehen, die vom Verfasser vor Studenten gehalten wurde, als er für die Erneuerung zu wirken gedachte. „Es besteht ein sehr einfaches und sicheres Kriterium, den geistigen Wert einer Gemeinschaft zu prüfen. Die Frage: findet die Totalität des Leistenden in ihr einen Ausdruck, ist der ganze Mensch ihr verpflichtet, ist der ganze Mensch ihr unentbehrlich? Oder ist jedem in gleichem Maße die Gemeinschaft entbehrlich als er ihr? Es ist so einfach diese Frage zu stellen, so einfach, sie für die jetzigen Typen sozialer Gemeinschaft zu beantworten, und diese Antwort ist entscheidend. Jeder Leistende strebt nach Totalität, und der Wert einer Leistung liegt eben in ihr, also darin, daß das ganze und ungeteilte Wesen eines Menschen zum Ausdruck komme. Die sozial begründete Leistung aber enthält, wie wir sie heute vorfinden, nicht die Totalität, sie ist etwas völlig Bruchstückhaftes und Abgeleitetes. Nicht selten ist die soziale Gemeinschaft der Platz, wo heimlich und in gleicher Gesellschaft gekämpft wird gegen höhere Wünsche, eigenere Ziele, tiefer eingeborene Entwicklung aber verdeckt wird. Die soziale Leistung des Durchschnittsmenschen dient in den allermeisten Fällen zur Verdrängung der ursprünglichen und unabgeleiteten Strebungen des inneren Menschen.“

Keine innere und ursprüngliche Verbindung besteht zwischen dem geistigen Dasein eines Studierenden und seinem fürsorglichen Interesse für Arbeiterkinder, ja selbst für Studierende. Keine Verbindung als ein mit seiner eigenen und eigensten Arbeit unverbundener Pflichtbegriff, der ein mechanisiertes Gegenüber: „hie Stipendiat des Volkes — da soziale Leistung“ setzt. Hier ist das Pflichtgefühl errechnet, abgeleitet und umgebogen, nicht aus der Arbeit selbst geflossen. Und jener Pflicht wird genügt: nicht im Leiden für erdachte Wahrheit, nicht im Ertragen aller Skrupel eines Forschenden, überhaupt nicht in irgendwie mit dem eigenen geistigen Leben verbundener Gesinnung. Sondern in einem krassen und zugleich höchst oberflächlichen Gegensatz, vergleichbar dem: ideel-materiell/theoretisch-praktisch. Jene soziale Arbeit, mit einem Wort, ist nicht die ethische Steigerung, sondern die ängstliche Reaktion eines geistigen Lebens. Nicht dies aber ist der eigentlichste und tiefste Einwand, daß die soziale Arbeit im wesentlichen unverbunden, abstrakt der eigentlich studentischen Arbeit gegenübersteht, darin ein höchster und verwerflichster Ausdruck des Relativismus, der jedes Geistige vom Physischen, jede Setzung von ihrem Gegenteil ängstlich und sorgsam begleitet sehen will unvermögend synthetischen Lebens — nicht dies ist das Entscheidende, daß ihre ganze Totalität in Wirklichkeit leere allgemeine Nützlichkeit ist, sondern: daß sie trotz alledem die Geste und Haltung der Liebe fordert, wo nur mechanische Pflicht, ja oft nur ein Abbiegen stattfindet, um den Konsequenzen geistigen kritischen Daseins, dem der Student verpflichtet ist, auszuweichen. Dann wirklich ist er zu dem Zwecke Student, daß ihm das Problem des geistigen Lebens

mehr am Herzen liegt als die Praxis der sozialen Fürsorge. Endlich — und dies ist ein unerträgliches Zeichen: es ist aus jener Schätzung sozialer Arbeit überhaupt erwachsen. Noch immer ist der Öffentlichkeit soziale Arbeit des einzelnen geblieben. Studenten haben ihre geistige Notwendigkeit nicht ausprägen und daher nie eine wahrhaft ernst gesinnte Gemeinschaft in ihr gründen können, vielmehr nur eine pflichteifrige und interessierte. Jener Tolstoische Geist, der die ungeheure Kluft zwischen dem Bürger- und Proletariendasein aufriß, der Begriff, daß den Armen dienen eine Menschheistaufgabe, nicht Sache des Studenten im Nebenamt sei, der hier, gerade hier alles oder nichts forderte, jener Geist der in den Ideen der tiefsten Anarchisten und in christlichen Klostergemeinschaften erwuchs, dieser wahrlich ernste Geist einer sozialen Arbeit, der aber der kindliche Versuch der Einführung in Arbeiter- und Volkspsyche nicht bedurfte, ist in studentischen Gemeinschaften nicht erwachsen. An der Abstraktheit und Beziehungslosigkeit des Objektes scheiterte der Versuch, den Willen einer akademischen Gemeinschaft zu einer sozialen Arbeitsgemeinschaft zu organisieren. Die Totalität des Wollenden fand keinen Ausdruck, weil sein Wille in dieser Gemeinschaft nicht auf die Totalität gerichtet sein konnte. Die symptomatische Bedeutung der freistudentischen Versuche, der christlich-sozialen und vieler andern ist, daß sie den Zwiespalt, den die Universität mit dem Staatsganzen bilden, mikrokosmisch innerhalb der Universität wiederholen, im Interesse ihrer Staats- und Lebensstüchtigkeit. Sie haben nahezu allen Ego- und Altruismen, jedweder Selbstverständlichkeit des großen Lebens eine Freistatt in der Universität erobert; nur der radikalen Zweifel, der grundlegenden Kritik, und dem Notwendigsten: dem Leben, das dem völligen Neuaufbau sich widmet, ist sie versagt. Es steht in diesen Dingen nicht der Fortschrittswille der freien Studenten gegen die reaktionäre Macht der Korps. Wie es zu zeigen versucht wurde und wie es zudem aus der Uniformität und Friedfertigkeit des gesamten Zustandes der Universität hervorgeht, sind die freistudentischen Organisationen selbst weit entfernt, einen durchdachten geistigen Willen auf den Plan zu führen. In keiner der Fragen, die in dem vorliegenden Versuch zur Sprache kommen, hat sich bisher ihre Stimme entscheidend bemerkbar gemacht. Aus Unentschiedenheit bleibt sie unvernehmlich. Ihre Opposition verläuft in den geebneten Bahnen der liberalen Politik, die Entwicklung ihrer sozialen Prinzipien ist auf dem Niveau der liberalen Presse stehen geblieben. Die eigentliche Frage der Universität hat das freie Studententum nicht durchdacht, insofern ist es bittres historisches Recht, daß bei den offiziellen Gelegenheiten die Korps, die einst das Problem der akademischen Gemeinschaft durchlebten und durchkämpften, als unwürdige Repräsentanten der studentischen Tradition erscheinen. In den letzten Fragen bringt der Freistudent gar keinen ernsteren Willen, keinen höheren Mut auf als das Korps, und seine Wirksamkeit ist fast gefährlicher als die des Korps, weil täuschender und irreführender; indem diese bourgeoise, disziplinlose und kleinliche Richtung den Ruf des Kämpfers und Befreiers im Leben der Universität beansprucht. Das heutige Studententum ist keineswegs an den Stellen zu finden, wo um den geistigen Aufstieg der Nation gerungen wird, keineswegs auf dem Felde seines neuen Kampfes um die Kunst, keineswegs an der Seite seiner Schriftsteller und Dichter, keineswegs an den Quellen religiösen Lebens. Nämlich das deutsche Studententum als solches — das existiert nicht. Und dies nicht etwa, weil es nicht jeweils die neuesten „modernsten“ Strömungen mitmacht, sondern indem es als Studentenschaft alle diese Bewegungen in ihrer Tiefe überhaupt ignoriert, indem diese Studentenschaft ständig und ständig im Schlepptau der öffentlichen Meinung, in ihrem breitesten Fahrwasser dahinzieht, indem sie das von allen Parteien und Bänden umschmeichelte und verdorbene Kind ist, von jedem gelobt, weil jedem irgendwie gehörig, aber ganz und gar ohne den Adel, der bis vor hundert Jahren deutsches Studententum sichtbar machte und es an sichtbare Stellen als Verteidiger des besten Lebens treten ließ.

Jene Verfälschung des Schöpfergeistes in Berufsgeist, die wir überall am Werke sehen, hat die Hochschule ganz ergriffen und sie vom unbeamteten schöpferischen Geistesleben isoliert. Die kastenhafte Verachtung des staatsfremden, oft staatsfeindlichen freien Gelehnten und Künstertums ist hiervon ein schmerzhaft deutliches Symptom.

Deutlicher als gegen die Wissenschaft, die durch „Anwendbarkeit“ unmittelbar staatliche Tendenzen vortäuscht, muß eine so organisierte Hochschule ganz und gar mit baren Händen den Museen gegenüberstehen. Sie muß, indem sie auf den Beruf hinlenkt, notwendig das unmittelbare Schaffen als Form der Gemeinschaft verfehlen. Wirklich ist die feindselige Fremdheit, die Verständnislosigkeit der Schule gegen das Leben, welches die Kunst verlangt, deutbar als Ablehnung des unmittelbaren, nicht aufs Amt bezogenen Schaffens. Ganz von innen heraus erscheint dies in der Unmündigkeit und Schülerhaftigkeit des Studenten. Vom ästhetischen Gefühl aus ist vielleicht das auffallendste und peinigendste an der Erscheinung der Hochschule: die mechanische Reaktion, mit der die Hörschaft dem Vortragenden folgt. Dies Maß von Rezeptivität könnte nur durch eine wahrhaft akademische oder sophistische Kultur des Gesprächs aufgewogen werden. Davon sind auch die Seminarien durchaus entfernt, die sich hauptsächlich ebenso der Vortrags-

form bedienen, wobei es wenig verschlägt, ob Lehrer oder Schüler sprechen. Die Organisation der Hochschule beruht nicht mehr auf die Produktivität der Studenten, wie es im Geiste ihrer Gründer lag. Sie dachten wesentlich als Lehrer und Schüler zugleich; als Lehrer, weil Produktivität gänzliche Unabhängigkeit bedeutet, Hinblick auf die Wissenschaft, nicht mehr auf den Lehrenden. Wo die beherrschende Idee des Studentenlebens Amt und Beruf ist, kann sie nicht Wissenschaft sein. Sie kann nicht mehr in der Widmung an eine Erkenntnis bestehen, von der zu fürchten ist, daß sie vom Wege der bürgerlichen Sicherheit abführt. Sie kann so wenig in der Widmung an die Wissenschaft bestehen, wie in Hingabe des Lebens an eine jüngere Generation. Und doch ist dieser Beruf: zu lehren — wenn auch unter ganz anderen Formen als den heutigen — mit jeder eigensten Erfassung der Wissenschaft geboten. Solche gefahrvolle Hingabe an Wissenschaft und Jugend muß als Fähigkeit zu lieben schon im Studenten leben und die Wurzel seines Schaffens sein. Dagegen steht sein Leben im Gefolge der Alten, er lernt dem Lehrer seine Wissenschaft ab, ohne ihm im Beruf zu folgen. Er verzichtet leichten Mutes auf die Gemeinschaft, die ihn mit den Schaffenden verbindet und die ihre allgemeine Form allein von der Philosophie her erhalten kann. An einem Teil soll er zugleich Schaffender, Philosoph und Lehrer sein und dies in seiner wesentlichen und bestimmenden Natur. Von hier aus ergibt sich Form des Berufes und Lebens. Die Gemeinschaft schöpferischer Menschen erhebt jedes Studium zur Universalität: unter der Form der Philosophie. Solche Universalität gewinnt man nicht, indem man dem Juristen literarische, dem Mediziner juristische Fragen vorträgt.

Wie sieht eine Jugend sich selbst an, welches Bild trägt sie von sich im Innern, die solche Verfinsternung ihrer eignen Idee, solche Beugung ihrer Lebensinhalte zuläßt? Dieses Bild ist im Korpsgeist ausgeprägt, und er ist noch immer der sichtbarste Träger des studentischen Jugendbegriffes, dem die andern, voran freistudentische Organisationen, ihre sozialen Schlagworte entgegenschleudern. Das deutsche Studententum ist, bald mehr bald minder, von der Idee besessen, es müsse seine Jugend genießen. Jene ganz irrationale Wartezeit auf Amt und Ehe mußte irgendeinen Inhalt aus sich herausgebären, und das mußte ein spielerischer pseudo-romantischer, zeitvertreibender sein. Es ist ein furchtbares Stigma auf aller gerühmten Heiterkeit der Kommerzlieder, auf der neuen Burschenherrlichkeit. Es ist Angst vor dem Kommenden und zugleich ein gemütsruhiges Paktieren mit dem unvermeidlichen Philistertum, das man sich als „alten Herrn“ sehr gerne vor Augen hält. Weil man dem Bürgertum die Seele verkauft hat, samt Beruf und Ehe, hält man streng auf jene paar Jahre bürgerlicher Freiheiten. Dieser Tausch wird im Na-

	LICHTPAUSEN schnell, preiswert, erstklassig. Botendienst - - - -	
---	--	---

men der Jugend eingegangen. Offen oder heimlich, auf der Kneipe oder im betäubenden Versammlungsreden wird der teuer erkaufte Rausch erzeugt, der ungestört bleiben soll. Es ist das Bewußtsein verspielter Jugend und verkauften Alters, das nach Ruhe dürstet, und an ihm sind die Versuche der Beseelung des Studententums zuletzt gescheitert. Aber wie diese Lebensform jeder Gelegenheit spottet und von allen geistigen und natürlichen Mächten gestraft wird, von der Wissenschaft durch den Staat, vom Eros durch die Hure, also vernichtend von der Natur. Denn die Studenten sind nicht die jüngste Generation, sondern die Alternen. Es ist ein heroischer Entschluß, das Alter zu erkennen, für solche, die ihre Jünglingsjahre auf deutschen Schulen verloren, und denen das Studium endlich das Leben des Jünglings zu eröffnen schien, das sich von Jahr zu Jahr ihnen versagte. Dennoch gilt es zu erkennen, daß sie Schaffende, also einsame und Alternende sein müssen, daß ein reicheres Geschlecht von Jünglingen und Kindern schon lebt, dem sie sich nur als Lehrende weihen können. Von allen Gefühlen ist dies ihnen das fremdeste. Eben darum finden sie sich nicht in ihr Dasein und sind nicht bereit, von Anfang an mit den Kindern zu leben — denn das ist lehren, — weil sie nirgends in die Sphäre der Einsamkeit hineinragen. Weil sie ihr Alter nicht erkennen, gehen sie müßig. Nur die eingeständene Sehnsucht nach einer schönen Kindheit und würdigen Jugend ist die Bedingung des Schaffens. Ohne dies wird keine Erneuerung ihres Lebens möglich sein: ohne die Klage um versäumten Größe. Die Furcht vor Einsamkeit ist es, die ihre erotische Ungebundenheit verschuldet, Furcht von Hingabe. Sie messen sich an den Vätern, nicht an den Nachgeborenen und retten den Schein ihrer Jugend. Ihre Freundschaft ist ohne Größe und Einsamkeit. Jene expansive, auf das Unendliche gerichtete Freundschaft der Schaffenden, die auch dann noch auf die Menschheit geht, wenn sie zu zweien oder ihre Sehnsucht allein bleibt, hat keine Stelle in der Jugend der Hochschulen. Ihre Statt hat die persönliche zugleich beschränkte und zügellose Verbrüderung, die sich gleich bleibt auf der Kneipe und bei der Vereinsgründung im Café. Diese Lebensinstitutionen alle sind ein Markt von Vorläufigen, wie das Treiben in Collegien und Cafés. Ausfüllungen leerer Wartezeit, Ablenkung vom Ruf der Stimme, ihr Leben aus dem einigen Geiste von Schaffen, Eros, Jugend aufzubauen. Es gilt eine keusche und verzichtende Jugend, die von der Ehrfurcht vor den Nachfolgenden erfüllt ist.

Aus Mutlosigkeit ist das Leben der Studenten solcher Erkenntnis fern gerückt. Es folgt aber jede Lebensform und ihr Rhythmus aus den Geboten, die das Leben Schaffender bestimmen. Solang sie sich dem entziehen, wird ihr Dasein sie mit Häßlichkeit strafen, und noch den Stumpfen wird Hoffnungslosigkeit ins Herz treffen.

Noch geht es um die äußerste gefährdete Notwendigkeit, es bedarf der strengen Richtung. Jeder wird seine eignen Gebote finden, der die oberste Forderung an sein Leben heranträgt. Er wird das Künftige aus seine verbildeten Form im Gegenwärtigen erkennend befreien.

BLUMEN

Ludwig

Bockenheimer Warte

Leipziger Straße 20

Telefon 77 87 70

Mitglied der Fleurop-Interflora

Briefe an die Redaktion

Sie kamen nicht umsonst!

Ihr Beitrag „Sie kamen umsonst“ in der Nummer 8 der Zeitschrift „DISKUS“, für den Herr K. Walter verantwortlich zeichnet, kann nicht unwidersprochen bleiben.

Beim besten Willen vermag ich nicht zu erkennen, warum die Sowjetzonenflüchtlinge deswegen, weil sie innerhalb des Bundesgebietes deswegen aus ihrer engeren Heimat fliehen mußten, weil ein Teil des Staatsgebiets der Bundesrepublik Deutschland noch heute von den Streitkräften der Sowjetarmee besetzt ist, die dort ein von ihr der Bevölkerung aufoktroiertes System mit Hilfe ihre Panzer davor schützt, weggefegt zu werden, „umsonst kamen“. Hierin liegt noch gerade die besondere Tragik der deutschen Situation, daß wir heute von diesem Phänomen einer inneren Emigration stehen. Aber diese von der Gewalt ausländischer Panzer und Bajonnette geschaffene faktische Lage in der SBZ Deutschlands vermag doch kein Recht zu schaffen. Diese Situation als **Recht** anzuerkennen, bedeutete doch nicht weniger, als Recht jeglicher sittlichen Fundierung zu berauben und es damit selbst aufzuheben. Bedenken Sie doch bitte die Konsequenz dieser Auffassung: Mit welchem Argument wollten Sie dann noch die Qualifikation all' jenen in Gesetzesform gekleideten Unrechts als (ja wenigstens zeitweise durch die Macht der Nazis in Deutschland erzwungene faktische Lage) Recht verweigern? Der Logik Ihres Artikels zu folgen, bedeutet daher nicht weniger, als das Recht als solches aufzuheben und jeder nur von äußerer Macht durchgesetzten faktischen Lage — und sei sie die schlimmste Barbarei — den Mantel und die Würde eines echten „Rechtes“ zu verleihen. Nie und zu keinem Zeitpunkt waren die „Nürnberg Gesetze“ oder andere im Reichsgesetzblatt verkündete Barbareien „Recht“, sie galten auch nicht in Deutschland, wenn immer auch bis 1945 der Machtapparat des NS-Unrechtsstaats ihre Befolgung erzwang. Sie waren zwar faktisch, aber nie rechtlich vorhanden. Das Gleiche gilt von dem Regime in der SBZ Deutschlands. Unstreitig besteht der deutsche Staat weiter, der mit dem Deutschen Reich in den Grenzen von 1937 **identisch** ist, und heute Bundesrepublik Deutschland heißt. Die Bundesrepublik ist daher nicht der Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches, sie ist dieses vielmehr selbst. Vom rechtlichen Standpunkt aus, ist daher eine andere Definition, als sie von den langjährigen Assi-

dafür zu sorgen, daß dem Rechte auch recht bald wieder dadurch zum Durchbruch geholfen wird, daß die Bundesrepublik Deutschland sich so bald wie möglich eine aus dem freien Willensentschluß aller ihrer Bürger geborene Verfassung geben und damit ihre Einheit auch faktisch wiederherstellen kann. Artikel wie „Sie kamen umsonst“ allerdings vermögen dieser Aufgabe nicht zu dienen, sie dienen in Wirklichkeit nur der Versteinerung der augenblicklich gegebenen tatsächlichen Verhältnisse und stärken die sogenannte „Regierung der DDR“ in ihrer Rechtsursurpation, ein „selbständiger deutscher Staat“ zu sein, und gefährden die Bundesrepublik dadurch, daß sie der Bundesregierung den Schein geben, endgültige und nicht nur provisorische Teilregierung Deutschlands zu sein. Beides aber — so hoffe ich — wollen Sie doch nicht.

Ich war daher dankbar, daß ich Ihre Zeitschrift auf der XI. Bundesdelegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes in Frankfurt in die Hand bekam und Sie auf Ihren Irrweg in dieser Frage hinweisen konnte.

Claus Arndt, Referendar

Nachbemerkung

Wir haben niemals bezweifelt, daß die Bundesrepublik Deutschland einzig legitimiert ist, das ganze Deutschland politisch und moralisch zu vertreten. Auch waren wir schon immer der Auffassung, daß es nötig ist, das Menschenmögliche zu tun, um zu einer einzigen deutschen Regierung zu kommen, die mindestens eben so frei ist, wie die Bundesregierung in Bonn.

Es läßt sich auch nicht bezweifeln, daß die Bundesrepublik der Nachfolgestaat des ehemaligen Deutschen Reiches ist.

Die Bundesrepublik ist ein Provisorium, eigentlich dazu gedacht, möglichst bald in einem einzigen deutschen Staate aufzugehen. So steht es dem Sinne nach im Grundgesetz.

Bundestagspräsident Gerstenmaier hat den Begriff Provisorium analysiert. Seine Feststellungen treffen den Sinn genau. Nicht die Staatsform, die Demokratie, die freiheitliche Verfassung sind das Provisorische, dagegen aber der Staat Bundesrepublik als Völkerrechtssubjekt.

Wenn seit einiger Zeit die Version verneint wird, die Bundesrepublik habe in einem gesamtdeutschen Staate aufzugehen, sie dagegen das Deutsche Reich der Weimarer Verfassung selbst sei, ging dem eine politische Entscheidung voraus, die nur ein neues Kuriosum schafft und die Begriffsverwirrung noch verstärkt. Es ist naheliegend, daß der „Anschluß“ des Saargebietes den Vertretern der Anschlußidee gewaltigen Auftrieb gegeben hat. Zum Beispiel hat Staatssekretär Hallstein diesen Vorgang als Vorbild für die Wiedervereinigung dargestellt. Bleibt nur zu bemerken, daß der innere Widerspruch solcher Argumentation noch nicht allen aufgefallen ist. Wenn man die deutsche Frage im Sinne einer Anschlusses der SBZ an die Bundesrepublik zu lösen denkt, darf man im strengen Sinne nicht mehr von Wiedervereinigung sprechen. Das eine schließt das andere aus! O. S.

Nicht ins Schwarze getroffen

Daß man dem Halbstarkeproblem, einem der vielschichtigsten unserer Tage, von Amts wegen abhelfen und Hilfsprogramme aufstellen will, ist ein ebenso löbliches wie notwendiges Beginnen. So las man neulich in einer großen Tageszeitung von Bestrebungen eines Kulturdezernenten, im Hinblick auf die Jugendlichen, deren Betätigungsdrang sich so häufig in unerwünschte Richtungen entlade, Fotokurse und Bastelnachmittage zu fördern. So steht es auch im letzten DISKUS (Nr. 8/56) zu lesen, wo Herr P. Waldheim unter der bemerkenswerten Überschrift „Verlegenheitstherapie“ die Presse notiz über einen Appell der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen an den Ehrgeiz der Halbstarke, sie durch sportlichen Wettstreit, Bastelarbeiten und Foto-Preisausschreiben zu guten Staatsbürgern zu erziehen, zu glossieren versucht.

Wie mir scheint, sind Herrn Waldheim indessen dabei die Maßstäbe etwas verrutscht, denn erstens ist festzustellen, daß der Punkt ein dieses wirklich wohl nur punktuellen Hilfsprogramms, nämlich den sportlichen Wettstreit, nicht in seine genügend lange Glosse aufgenommen ist, etwa als ein Positivum, das nicht übersehen werden könne, und zweitens, daß er den Begriff „Bastelarbeiten“ doch zu sehr vereinfacht, indem er Laubsäge und „Sperrholz-Froschköniginnen“ als Paradigmen hinstellt. Es ist ihm offenbar nicht bekannt, daß z. B. auch der Bau von Segelflug- und Motorflugmodellen mit den nachhaltigen wertvollen Eindrücken, die gerade diese Beschäftigung hinterläßt, durchaus unter dem Begriff „basteln“ unterzubringen ist.

Das nur zur Klärung der Begriffe. Was mehr in Herrn Waldheims Glosse auffällt, ist das offenbare Unrecht, das er den heute Zehn- bis Vierzehnjährigen antut, indem er sie als Halbstarke bezeichnet, denn so muß er es doch wohl gemeint haben, wenn er mit den Begriffen „Pimpfe“ und „mittlerweile halbstarke gewordene Kinder aus dem Jungvolk“ operiert. Nebenbei vernimmt man dann noch die Ansicht, daß der Halbstarke heute das Gaspedal (wieso Gaspedal) seiner 250er tritt, wo doch der Verfasser bemerkt haben müßte, daß ein Halbstarke seiner Begriffsprägung noch keine Berechtigung haben dürfte, eine „250er“ zu fahren, ganz abgesehen davon, daß das Moped das Hauptbewegungsmittel der Halbstarke darstellt.

Die Jugendlichen von zwölf und dreizehn Jahren sind noch keine Halbstarke. Es darf zwar nicht übersehen werden, daß auch diese Jugendlichen schon die Erzieher in den Schulen oftmals vor nahezu unlösbare Aufgaben stellen, aus ebendenselben Ursachen, die das Halbstarkeentum unserer Tage fördern: aus der Maßlosigkeit, die das sprunghafte Wachsen des Lebensstandards mit sich brachte, aus der mangelnden Aufsichtspflicht

der Eltern, aus Mangel an Leitbildern und Idealen. Aber diese Jugendlichen schon infiziert mit dem Bazillus, sind noch am ehesten zu beeinflussen, hier müßte die eigentliche Therapie von Amts wegen beginnen. Das, was die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen in dem obengenannten Satz proklamiert, geht nicht etwa am Problem vorbei, wie das Herr Waldheim etwas kühn und kurz entschlossen behauptet, es trifft nur nicht ins Schwarze, es hilft, Symptome zu beseitigen, aber es läßt die Wurzeln des Übels außer acht. Und die liegen mit in der Schularaumnot, in der überhöhen Schülerzahl und im unregelmäßigen Unterricht. Man befrage die Pädagogen! Eine geordnete Schulausbildung, die einhergehen muß mit der elterlichen Unterstützung, gibt den Jugendlichen gewisse Leitbilder an die Hand, die es zu erhalten gilt. Die Methoden dazu hat Herr Waldheim in seinem Artikel richtig genannt: Übertragung von Verpflichtung, Verantwortung und Funktionen in der Gesellschaft, die in dem „Halbstarke“ das Gefühl erwecken, daß man ihn „für voll“ nimmt.

Artur Beinhauer

SCOLA — JURIS

Ihr Studium zu Hause! Auch während Ihrer Militärdienstzeit.

Fernunterricht:

In Form von **Lehrbriefen** auf allen Gebieten des **Öffentlichen Rechts** · **Unerläßlich für ein gutes Examen** · Fortlaufende Lehrgänge.

Auskunft und Probeexemplare:

Scola-Juris, Düsseldorf, Alleestraße 6.

Berlins Schicksal

„... und in Deutschlands Hauptstadt“, dieser Artikel Ihrer Oktoberausgabe hat mich sehr nachdenklich gestimmt. Keineswegs möchte ich nun beginnen, die Ursachen festzustellen, weshalb Berlin nur noch als „Kontaktstelle“ anzusprechen wäre. Es scheint in der Art und im Wesen der Deutschen zu liegen, alles extrem anzufassen. Entweder übersteigern wir unseren Nationalismus und treiben ihn so auf die Spitze, daß wir andere Völker mißachten und treten oder wir lehnen diesen, so wie es heute ist, in aller Schärfe ab, so daß daraus Gleichgültigkeit und eine nicht zu ertragende Trägheit erwächst. Man findet einfach nicht den Mittelweg; und deshalb scheint es mir gar nicht verwunderlich, daß wir immer den naiven Michel spielen. Auf die Weise, wie wir uns heute anstellen, ernten wir nicht mehr als Spott und Hohn, vielleicht noch etwas Mitleid bei Ausländern, sonst anscheinend nichts; wo in aller Welt gab es denn das schon einmal, daß ein Volk seiner ganzen Existenzfrage so uninteressiert gegenüberstand wie heute bei uns? Man findet sich hier zu schnell mit allen gegebenen Tatsachen ab, man übernimmt das Neue und tritt, man möchte es so sagen, das Alte mit Füßen. Diesen Eindruck hat man wenigstens, wenn man längere Zeit in Frankreich war und nach Deutschland zurückkehrt. Das ist sehr, sehr bitter, besonders dann, wenn man sich das auch noch dort sagen lassen muß, etwa in der Art: Habt Ihr denn gar keinen Stolz?

Sehen Sie, Berlins Schicksal trägt nur der Berliner, aber wir Deutsche nicht. Nach allen Städten, Paris, London, Rom, Stockholm laufen Omnibusse und Züge zu billigsten Preisen, nach Berlin ... Bitte, vielleicht wäre es doch nächstes Jahr möglich auch dorthin Vergünstigungen zu erhalten, die es uns Studenten besonders ermöglicht, nach unserer Hauptstadt zu kommen. Helfen Sie mit, durch geschickte und ansprechende Werbung uns, zumindest doch einen gewissen Kreis, für Berlin die Augen zu öffnen, damit wir nicht jegliche Tradition, wenn wir überhaupt irgendeine besitzen, verlieren.

Meine Gedanken um all diese Sachen mögen vielleicht in keiner Weise Widerhall finden; doch durch die Aufnahme eines Berliner Ferienkinder wurde ich mir erst richtig der tragischen, verzweifelten, unausweichlichen Lage dieser Stadt bewußt. Wie aus einem sanften Traum gerüttet, stand ich einer Wirklichkeit ganz plötzlich gegenüber, die ich glaube immer untragbarer wird, je mehr man sich unserer Ohnmacht bewußt wird. Sollte der neue Bundestag tatsächlich dort wieder seinen ihm gebürtigen Platz finden, wird sich vieles ändern. Bis dahin aber sollte wenigstens schon — sonst ist jenes Unterfangen von Anfang an zum Scheitern verurteilt — ein gesundes Empfinden für den Staat und seine Hauptstadt zurückgewonnen sein.

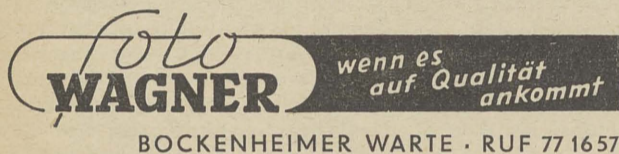
Gernot Piper

„Gegen die Gags“

Der unter der Überschrift „Gegen die Fetische“ veröffentlichte Auszug aus der Rede von Dr. Neuhäuser (Augustheft 1956) fordert geradezu eine Entgegnung unter dem Motto „Gegen die Gags“ heraus, denn Dr. Neuhäuser, der in so bildreicher Sprache die Wahrheiten seitanzeln lassen will, tänzelt ein wenig zu leicht über die Probleme hin, denen sich heute die Gesellschaft und in ihr der Student gegenüber sieht.

Da ist zunächst der so weit aus Afrika hergeholt und doch so unpassende Vergleich mit dem Negerkral, dessen Fetische der Redner meint, in anderer Form und mit anderem Inhalt in den Kreisen „gelehrter Männer“ heute wiederfinden zu können. Glaubte Dr. Neuhäuser wirklich, daß es sich nur um die gedankenlose Anbetung eines Fetischs handelt, wenn sich heute nicht nur gelehrte Männer, sondern die breite Öffentlichkeit Gedanken darüber zu machen beginnt, wie man der ungeheueren Ausweitung des Wissensstoffes und der Überlastung des Menschen Herr werden soll? Mir scheint, daß es sich bei diesen Dingen um brennende Realitäten handelt, die es wert sind, daß wir alle unsere geistigen Kräfte dafür einsetzen, sie zu meistern.

Es ist doch nicht damit getan, daß man mit einer leicht ironischen Bemerkung wie „Überlastet ist heute jeder“ versucht, die



BOCKENHEIMER WARTE · RUF 77 1657

stenten des Rechts- und Verfassungsrechtsausschusses des Deutschen Bundestages, Herrn Regierungsrat Strätling, vollkommen ausgeschlossen. Leider hat nur gerade die Bundesregierung (insbesondere im Wehrverfahren vor dem Bundesverfassungsgericht) es versäumt, diesen Standpunkt aus kleinlichen situationstaktischen Gesichtspunkten um der von ihr erstrebten Wiederbewaffnung willen immer mit aller Deutlichkeit zu vertreten; er ist daher gerade alles andere als „Bonner Jargon“.

Daß auch der parlamentarische Rat von der gleichen Rechtsauffassung bei der Schaffung des Grundgesetzes ausging, können Sie schon aus der sorgfältig getroffenen Unterscheidung zwischen der „Bundesrepublik Deutschland“, dem Bundesgebiet, und dem „Geltungsbereich des Grundgesetzes“, i. s. die drei Westzonen, entnehmen. Welche Bedeutung sollte diese Unterscheidung haben, wenn beides doch identisch wäre, wie Herr Walter wähnt. Weiter können Sie auch aus dem „Gesetz über die Notaufnahme von Deutschen“ vom 22. 8. 1950 (BGBl. S. 367) entnehmen, wo es in § 1 ausdrücklich heißt, daß die Freizügigkeit innerhalb der Bundesrepublik Deutschland **insoweit eingeschränkt wird**, als deutsche Staats- oder Volkszugehörige, die ihren Wohnsitz oder dauernden Aufenthalt in der SBZ Deutschlands haben, zu einem Umzug in „das Geltungsbereich dieses Gesetzes“, nämlich die drei Westzonen, einer besonderen Erlaubnis (eben der Notaufnahme) bedürfen. Mit Recht ist also der Deutsche Bundestag davon ausgegangen, daß die SBZ ein Teil der Bundesrepublik Deutschland ist. Das Gleiche gilt für das Gesetz über das Paßwesen (BGBl. I S. 290 i. d. F. vom 24. 5. 1956, BGBl. I S. 435), nach dem jeder Bewohner der Bundesrepublik, der die deutsche Staatsangehörigkeit besitzt, das Recht auf einen Reisepaß der Bundesrepublik besitzt. Sie werden ja wissen, daß auch tatsächlich schon zehntausende Berliner und SBZ-Bewohner mit dem Reisepaß der Bundesrepublik durch alle Welt gefahren sind. Der einzige Unterschied ist der, daß in Ermangelung von örtlich zuständigen Unter- (Gemeinde-) Behörden für Deutsche in der SBZ der Bundesminister des Innern in Bonn diese Pässe mit längerer als vierwöchiger Dauer ausstellt (bis zu vier Wochen erteilt jede Dienststelle des Paßnachschaudienstes der Bundesrepublik an Deutsche aus SBZ einen normalen Reisepaß). Aber das ist schließlich nur eine verwaltungstechnische Frage.

Rechtlich einwandfrei heißt es daher in § 1 des Paßgesetzes „Ausländer, die in das Gebiet des Geltungsbereichs des Grundgesetzes (einschließlich des Gebietes des Landes Berlin) einreisen ...“ und in 6 „Deutsche Pässe werden nur Deutschen im Sinne des Art. 116 Abs. 1 des Grundgesetzes ausgestellt.“

Sie sollten daher Ihre Aufgabe als westdeutsche Studentenzeitung im Hinblick auf die deutsche Einheit gerade darin sehen,

KUNSTHANDLUNG

Karl Vonderbank

VORM. TRITTLER

FRANKFURT A. M., GOETHESTRASSE 11

Gemälde · Aquarelle · Stiche

Reproduktionen

Einrahmungen in eigener Werkstatt

VOLKSBANK FRANKFURT AM MAIN

e. G. m. b. H.

KREDITBANK · SPARBANK · AUSSENHANDELSBANK

Hauptstelle: **Börsenstraße 1** — Fernruf Sammelnummer 90671
Geschäftsstellen: **Süd:** Schweizer Straße 54a — **Nordend:** Friedberger Landstraße 74
Eschersheim-Heddernheim: Am weißen Stein 7
Gallus: Mainzer Landstraße 150 — **Allstadt:** An der Paulskirche 34
Bad Homburg: Luisenstraße 47 — **Oberursel (Ts):** Allee 32

Seit 1862
spart man
bei uns

Nuancen

Umorientierung der VDS-Politik?

In diesen Tagen findet in Berlin die 32. ordentliche Delegiertenkonferenz des Verbandes deutscher Studentenschaften statt. Wieder einmal wird die Tagung beherrscht sein von der Frage der Ost-Westkontakte. Diesmal allerdings sind neue Möglichkeiten im Spiel. Der Komplex aller bisheriger Diskussionen dieses Themas hat eine Erweiterung erfahren. Die Folgen des 20. Parteitages der KPdSU lassen es nicht mehr zu, von dem Ostblock schlechthin zu sprechen. Es sind in einzelnen osteuropäischen Ländern Veränderungen deutlich geworden, die unter anderem auch die Studentenpolitik zu feinen Differenzierungen anregen müssen. Die politische Entwicklung des letzten halben Jahres und vor allem der letzten Wochen zeigten eine allgemeine Aufweichung des starr stalinistischen Kurses. Freilich ist die Lockerung in den einzelnen Ländern verschieden weit gediehen. Diese neue und in ihren Auswirkungen so stark unterschiedliche Situation zwingt uns zu angemessener politischer Verfahrensweise. Der Vorstand des Verbandes hat die Notwendigkeit dieser Umorientierung erkannt. Das beweist die Reise von drei Redakteuren westdeutscher Studentenzeitungen auf Veranlassung des VDS nach Polen. Ein freundschaftlicher Kontakt zum polnischen Nationalverband der Studenten dürfte die Folge dieses Besuches sein. Vorausgesetzt, daß es gelingen sollte, dafür das Votum der Delegiertenkonferenz zu finden.

Auch in Mitteldeutschland verdienen einige Ereignisse, die sich in den letzten Wochen abgespielt haben, unsere Beachtung. Am 25. Juli 1956 trafen sich in der Berliner Humboldt-Universität 385 Studenten aller ostdeutschen Universitäten und Fachschulen. Diese Studenten wurden von den jeweiligen Prodekanen ausgewählt. Vorausgegangen war angeblich eine Welle der Bewegung für die deutsche Wiedervereinigung. Das Ziel des Ostberliner Treffens war der Versuch mit dem VDS ins Gespräch zu kommen, und eine gesamtdeutsche studentische Wiedervereinigungsbewegung zu gründen. Dieses gesamtdeutsche Studentengremium solle vor allem gegen die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, gegen das Verbot der KP in der Bundesrepublik und gegen die Einstellung ehemaliger SS-Offiziere in die deutsche Bundeswehr protestieren. Man bezeichnete sich anlässlich eines Besuches in Bonn als gewählte Vertreter jener 358 Abgeordneten der Humboldt-Universität und wies darauf hin, daß man daher nicht als Delegation der FDJ angesprochen werden möchte.

Es wird an der Delegiertenkonferenz liegen, zu entscheiden, ob mit diesen Leuten verhandelt werden kann. Unserer Ansicht nach ist das unmöglich. Es darf auf keinen Fall geschehen, daß unser Studentenverband offizielle Beziehungen zu Organisationen und Gruppen dortiger Hochschulen und Universitäten aufnimmt bevor nicht folgende Voraussetzungen geschehen:

1. Schaffung einer eigenständigen studentischen Organisation in der SBZ nach vorheriger freier und geheimer Wahl.

Dinge beiseite zu schieben. Und wenn Dr. Neuhäuser schon das Schlagwort vom Managertod gebraucht, dann hätte er sich einmal überlegen sollen, welch ungeheuerem Belastungsanstieg allein in physischer Hinsicht die Menschheit seit der industriellen Revolution, also seit 150 Jahren etwa, ausgesetzt war. Der Mensch ist in dieser relativ kurzen Zeit immer stärkeren Zerreißen unterworfen worden, die in all den vorhergehenden Jahrtausenden kaum ihresgleichen gehabt haben. Die ständige Anreicherung der Luft mit Gasen und Dämpfen — und in jüngster Zeit auch mit radioaktiven Substanzen — die unausgesetzte Einwirkung des sich ständig steigernden Lärms, die Auswirkungen des elektrischen Lichtes, das die Nacht zum Tage macht und damit den naturgegebenen Rhythmus von Ruhe und Bewegung weitgehend zerstört hat, die unmerklichen, aber dauernd wiederholten Beschleunigungen, denen der Organismus standzuhalten hat, in der Bahn, im Auto oder gar im Flugzeug — das sind nur einige wenige Beispiele, die uns zeigen, daß die Diskussion um die übermäßige Belastung des heutigen Menschen sich nicht um irgendwelche steinernen Götzen oder Fetische dreht, sondern um Tatsachen, die verlangen, daß wir uns ernsthaft mit ihnen auseinandersetzen.

Allein, die rein physischen Belastungen nehmen sich noch gering aus gegenüber den schier unglaublichen geistigen Anspannungen, die der Mensch seit dem 18. Jahrhundert hat leisten müssen, um die ungeheure Ausdehnung menschlichen Erfahrens und Erlebens zu bewältigen. Welcher Anstrengung bedarf es, um ein Phänomen wie die Ausbreitung der elektromagnetischen Wellen nicht zu verstehen, sondern nur zu erleben. Welche unheimliche geistige Erfahrung in dem Erlebnis des Fliegens — von den Griechen als über die menschlichen Kräfte hinausgehend angesehen. Sie ließen Ikarus für seine Vermessenheit ins Meer stürzen. Wir haben inzwischen die Vorposten hinausgeschoben in den interstellaren Raum, und die Optimisten zweifeln nicht daran, daß die Spannkraft menschlichen Geistes groß genug sein wird, um auch das Abenteuer des Verlassens der Erde bestehen zu können — ein Abenteuer, das die Griechen dem Menschen ebenfalls nicht mehr zutrauten. Antaos' Kräfte versagten, sobald er sich von der Erde löste.

Doch auch hier zeichnen sich bereits die Grenzen ab. Langsam bemächtigt sich unserer ein Grauen, nicht allein vor der Versuchung der Wasserstoffbombe, nein, auch vor solchen Erscheinungen wie der Automation, dem Roboter, der wie ein dunkler Schatten über allen unseren Fabriken und Büros lauert. Werden wir ihn geistig bewältigen können?

Das ist die Umwelt, in der wir heute stehen, mit der wir uns auseinanderzusetzen haben, die wir, als Studenten, in irgendeiner Form einmal geistig durchdringen und gestalten helfen sollen. Was aber brauchen wir dazu? Ein ungeheures Reservoir an **Gr und w i s s e n**, um später einmal auf einem speziellen Gebiet überhaupt tiefer eindringen zu können. Und gerade in der ungeheuren Ausdehnung des **Gr und w i s s e n s**, das auf den Universitäten vermittelt werden muß, sehe ich das Problem der Überlastung des heutigen Studenten, nicht so sehr in dem Zuge

2. Zumindest das Bemühen der gewählten Vertreter um die Freilassung der immer noch inhaftierten Studenten. Nach neuesten Informationen sind immer noch 284 Studenten in Haft.

Unsere Forderung nach freien und geheimen Wahlen decken sich mit den Forderungen jener studentischen Gruppen, die am 26. und 27. Oktober in Ostberlin ihren Anspruch auf eine gewählte Vertretung laut werden ließen. Die Delegation des gesamtdeutschen Komitees in Bonn sah im Hinweis des VDS auf die Abhaltung geheimer Wahlen keinen Hinderungsgrund für ein gesamtdeutsches Bemühen.

Wir jedoch sind der Ansicht, daß es sich auch bei diesem Vorstoß um einen verschleierte Versuch ostdeutscher FDJ-Funktionäre handelt, als Organisation anerkannt zu werden, zumal Herr Kempf, Angehöriger des „Gesamtdeutschen Komitees“ bei dem SDS-Kongreß in Frankfurt die Katze aus dem Sack ließ, als er erklärte, er müsse geheime Wahl ablehnen, da sie nicht zu den sozialistischen Gepflogenheiten gehörten. Seiner Ansicht nach habe jeder die Pflicht, seine Meinung öffentlich kund zu tun.

Die Ereignisse in Osteuropa und in der SBZ bekommen jedoch einen neuen Akzent durch die Ereignisse in Ungarn. Es bleibt abzuwarten, in welcher Weise die Tragödie in Ungarn ihren Niederschlag in den übrigen Satellitenländern Rußlands findet. Ein voreiliger Entschluß wäre darum verfehlt.

Noch ein Wort zur inneren Struktur des VDS. Die Beschlüsse der 31. Delegiertenkonferenz in Homburg (Saar) haben den Vorstand politisch zu sehr eingeeengt. Gewiß soll hier nicht einer Einmischung unseres Studentenverbandes in Fragen der Parteipolitik das Wort geredet werden. Wenn man aber den Vorstand eines Verbandes, der 140 000 politisch mündige Studenten nach außen vertreten soll, politisch so beschneidet, wie es in Homburg geschehen ist, ist die Folge eine Lähmung der Wirksamkeit aller vom VDS verfolgten Pläne, seien sie nun politischer oder unpolitischer Natur. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß auch die Wahl zu einer öffentlichen Studentenvertretung ein politischer Akt ist, wenn auch das Jonglieren mit Mensapreisen und ähnlichen bauernfängerischen Methoden fast darüber hinwegtäuschen mag.

Könnte der Vorstand des VDS politische Aktivität entfalten, bekämen dadurch auch die Wahlen in den einzelnen örtlichen Studentenvertretungen neue Impulse. Wann sich allerdings eine Delegiertenkonferenz zu dieser Vorstellung eines freien, unabhängigen, großen und wirksamen Studentenverbandes durchringen wird, ist schwer abzusehen. Es ist möglich, daß es — angelegt durch die Ereignisse in Ungarn — auch Delegierte gibt, die sich nun langsam zu der Erkenntnis durchringen, daß es auch einem Studenten nicht möglich ist, unpolitisch zu sein oder allenfalls politisch zweigleisig zu fahren, indem er zu Hause politisch, in der Universität aber „neutral“ denkt. hs.

zur Spezialisierung. Spezialwissen kann uns die Universität ohnehin kaum geben. Das Grundwissen aber, das Handwerkszeug wissenschaftlicher Arbeit also, das uns auf der Universität mitgegeben werden soll, hat sich selbst in den 30 Jahren seit Dr. Neuhäusers Studententzeit unglaublich vervielfacht.

Anfang der zwanziger Jahre erschien de Broglie's Arbeit über die Materiewellen, 1932 wies Chadwick Neutronen in der Höhenstrahlung nach, 1934 entdeckte das Ehepaar Joliot-Curie die künstliche Radioaktivität, und Hahn und Straßmann fanden 1938 die Uranspaltung. Das alles brauchte um 1914 nicht einmal ein Professor der Physik zu wissen, heute aber sind es Dinge, die



selbst von einem Mediziner im Vorphysikum verlangt werden, nicht etwa, weil dieser Mediziner zu einem besonderen Spezialisten ausgebildet werden soll, sondern weil das Wissen darum heute schon fast zur Allgemeinbildung gehört, genauso, wie man etwa von einem gebildeten Menschen um 1800 verlangt haben wird, daß er sich etwas unter den Newton'schen Axiomen vorstellen kann.

Und wenn ein Student der Philosophie heute nichts von der Heisenberg'schen Unbestimmtheitsbeziehung weiß, wie sollte er dann mit dem richtigen Blickwinkel an die Auseinandersetzung mit der Erkenntnistheorie herangehen?

Doch verlassen wir die Naturwissenschaft. Auf anderen Gebieten ist es ähnlich. 1926 erschien Schmalenbach's Kontenrahmen. Wer wußte damals schon etwas von Kostenarten, Kostenstellen, Kostenträgern, Divisionskalkulation, Verrechnungspreisen, Äquivalenzziffern oder von einem Betriebsabrechnungsbogen? Heute sind dies Dinge, die zum Grundwissen eines jeden Betriebswirtschaftlers gehören, um ihn die Lage zu versetzen, die immer verwickelter werdenden Vorgänge moderner Produktion zu überschauen und zu steuern.

Im Strafrechtbuch ist der Diebstahl so definiert: „Wer eine fremde bewegliche Sache einem anderen in der Absicht wegnimmt, dieselbe sich rechtswidrig anzueignen, wird wegen Diebstahls mit Gefängnis bestraft.“ Allerdings wußte der Gesetzgeber bei Abfassung dieses Paragraphen noch nichts vom Strom und

so kam es, daß sich später die Juristen die Köpfe darüber zerbrechen mußten, wie sie damit fertig werden sollten, daß die unbefugte Entnahme von Strom demnach kein Diebstahl ist, denn — ist der Strom eine Sache? Heute aber müssen sie sich die Köpfe über eine Atomgesetzgebung zerbrechen.

Bedarf es noch der Heranziehung der Medizin, um die Ausweitung des Grundwissens auf allen Gebieten deutlich zu machen? Ich möchte nur die Entdeckung der Röntgenstrahlen und des Penicillins nennen. Beide eröffneten der Medizin weite, neue Gebiete, deren Kenntnis heute ebenso zum Grundwissen eines Mediziners gehört wie die Anatomie.

Angesichts dieser Entwicklung erscheint es wohl berechtigt, von einer steigenden Überlastung des Studenten zu sprechen. Er steht heute vor einem unüberschaubaren Feld geistigen Wirkens, über das er sich Orientierung verschaffen muß, er sieht sich einem verwirrend verschlungenen System von Interdependenzen und Wechselbeziehungen gegenüber und bemüht sich, eine Ordnung darin zu finden. Und diese Aufgabe, die nur durch zähe, entsagungsvolle Arbeit zu meistern sein wird, muß der Durchschnittsstudent von heute unter den denkbar ungünstigsten sozialen Voraussetzungen leisten.

Die Masse der Studenten erfreut sich nicht des Glückes von Dr. Neuhäuser, einen reichen Vater zu haben, der es ihm ermöglicht, 1 1/2 Jahre im Ausland bei Tennis, Segeln und Pokerspiel zu verbummeln. Ich glaube Herrn Dr. Neuhäuser gern, daß das wunderschön war.

Was aber ist es mehr als ein billiger Gag, darauf abgestellt, beim Publikum einen Lacher auszulösen, wenn er den Teilnehmern

Mikrofilmaufnahmen
Der preisgünstige Weg
zur
Literaturbeschaffung

Sie **Photocopie** Gesellschaft
WESTENDSTR. 47, Tel. 715441

der Tagung zuruft: „Ihnen allen kann ich nur empfehlen, machen Sie es nach“.

Und wenn er uns dann erzählt, daß er nach nur drei Semestern sein juristisches Examen abgelegt hat, dann muß er entweder ein Genie sein oder es ist nicht mit richtigen Dingen zugegangen — damals. Oder sollte er auch hier die Wahrheit ein wenig seiltanzen lassen haben?

Wie man in einem älteren Heft von Readers Digest (unter der Artikelreihe „Der beste Rat meines Lebens“) nachlesen kann, steckte Dr. Adenauer, der vor etwa 60 Jahren, also 30 Jahre vor Dr. Neuhäuser, Jura studierte, nachts um 2 Uhr die Füße in kaltes Wasser, wenn er über seinen Büchern einzuschlafen drohte, um dann bis zum Morgengrauen weiterzuarbeiten. (Besonders empfohlen für Werkstudenten.) Ich habe das damals, als ich es las, schon nicht ganz geglaubt, aber erst jetzt, nachdem ich aus Dr. Neuhäusers Vortrag entnommen habe, mit welcher Gemütslichkeit sich das Studium der Rechtswissenschaft in Wirklichkeit abwickelt, ist mir so recht aufgegangen, welchen Bären man uns da aufbinden wollte.

Wenn Dr. Neuhäuser aber glaubt, bei der Diskussion um die Überlastung des heutigen Studenten in helles Lachen ausbrechen zu müssen, dann sollte er einmal den Sozialbericht des Verbandes deutscher Studentenschaften lesen, oder besser noch, er sollte sich einmal abends um fünf vor dem Schnelldienst einfinden, wenn sich die Kommilitoninnen und Kommilitonen danach drängen einen Job als Fensterputzer, Teppichklopfer oder Babysitter zu bekommen.

Vielleicht würde ihm da das Lachen vergehen.

Mir jedenfalls kommen immer die Tränen.

Wulfried Naumann

Klasse für sich

Die „lyrischen Erfolge“ in Ihrer Augustnummer, die „durchaus zur „besten Klasse junger deutscher Lyrik“ gehören, wie Sie versichern, bilden jedenfalls eine Klasse für sich. Dies zeigt sich darin besonders deutlich, daß sie zu einem sehr amüsanten Spiel geradezu herausfordern. Man kann z. B. aus jedem Gedicht eine Zeile herausgreifen und sie mit den übrigen kombinieren; aus formalen Gründen empfiehlt es sich hierbei, die beiden Abschnitte des Gedichtes von Herrn Heckmann getrennt zu behandeln. Dann kann man etwa aus der Kombination aller ersten bzw. aller letzten Zeilen folgende neue „Gedichte“ gewinnen:

Erste Zeilen

Alter Himmel,
Hunde bellen,
die Winde schlafen tief in Nebeln Englands,
aus seinem Wahnsinn plaudert sanft King Lear.
So ein für alle Mal:
Verheerend.

Letzte Zeilen

Leid mit anderem Gesicht
schwemmt mich mit sich fort.
King Lear löschte seine Augen
und Rosen fallen rot vom Mauergrau —
letztes Blatt:
und komme nicht mehr. Striche.

Das erste Gedicht läßt sich als „Vision einer apokalyptischen Landschaft“, das zweite als „Trennung von der Geliebten“ auffassen, wobei im zweiten Fall die besondere Feinheit darin liegt, daß die zunächst sehr unbestimmten Bilder die Situation zunehmend genauer darstellen, bis sie in der letzten Zeile unverhüllt ausgesprochen wird.

Ich würde mich freuen, wenn auch andere Leser an diesem Spiel Vergnügen fänden, das so überzeugend klarmacht, wessen unergründlichen Geistes Kinder die abgedruckten Gedichte sind. Übrigens scheint die Frage nicht uninteressant, ob unter den eingesandten Gedichten nicht doch einige waren, die sich einem solchen heiteren Spiel auf Grund ihres natürlichen Tiefgangs mit Erfolg widersetzt hätten.

Heinz Bilz
P. S. Der Briefschreiber gehört nicht zu den Einsendern.

Die lyrischen Erfolge von Herrn Bilz stimmen uns melancholisch. Er hat da eine Technik entwickelt, die ihm eine Handhabe über die gesamte Weltliteratur gibt, ohne daß er sie erst verstehen muß. An Phantasie wird es ihm sicherlich nicht fehlen, aber vielleicht am Sinn. Seine Fehltritte, die er als „heiteres Spiel“ ausgibt, fordern kein Lächeln heraus: es gibt auch einen ersten Blödsinn, dem sich ein Lächeln aus Hygienegründen versagen muß. Gefordert wird das Gedicht mit einem „natürlichen Tiefgang“, an dem diese heitere Mächenschaften scheitern werden, in dem der Tiefgang, weiß der Teufel was das ist, gleichsam die Zeilen innerlich kopuliert. Herr Bilz schätzt den Zusammenhang, wo es schon unverzeihlich ist, auch nur einen Zusammenhang zu sehen. Die Welt ist sicherlich nicht so, wie sie sich die Schulweisheit erträumt, die Gedichte auch nicht. Die Red.

Handelsblatt

Deutschlands große Wirtschaftszeitung

Vorzugspreis für Studierende und Referendare DM 2,50 (statt DM 5,90) im Monat, bei freier Zustellung an die Studien- bzw. Ferienadresse. Unverbindliche Probeflieferung durch den Verlag, Düsseldorf, Pressehaus.



Ungläubigkeit, Zweifel und entschlossener Wille beherrschten die Szene in der Atempause nach den ersten Tagen des Aufstandes. Hier eine Gruppe von Arbeitern und Studenten vor dem Büro eines Widerstandskomitees in Budapest.

On der Nacht zum Sonnabend, dem 3. November, kamen wir wieder am österreichischen Schlagbaum in Klingenbach an. Was in dieser unruhigen Schneesturmnacht Befürchtung und bange Ahnung war, ist inzwischen Wirklichkeit: der Eiserne Vorhang, der wenige Tage lang den Blick auf das erschütternde Geschehen in Ungarn freigab, hat sich wieder gesenkt. Die als Rückzugssicherung getarnten Truppenbewegungen der Sowjets sind als infames Manöver offenbar geworden, mit denen das grausige Blutbad vorbereitet wurde, das jetzt, abgeschirmt vor den Augen der Welt, in zahlreichen Orten Ungarns angerichtet wird. Nur wer den unbeugsamen Willen der ungarischen Aufständischen, ihren fanatischen Glauben an die Freiheit, ihre Hoffnung erlebt hat, vermag zu ahnen, was sich in den letzten Tagen angesichts der russischen Panzer und Kanonen abspielte. Uns gellen noch die letzten Worte in den Ohren, die uns immer wieder und überall zum Abschied zugerufen wurden: „Helft uns, vergeßt uns nicht, auch wenn wir wieder abgeschnitten werden. Wir werden kämpfen, und wenn es sein muß, werden wir sterben.“

Als wir am Allerheiligenmorgen die österreichisch-ungarische Grenze überschritten, feierte das ganze Land ein Fest des Friedens. Aber das Geschehen der vorangegangenen Tage war noch zu gegenwärtig. Die Wachsamkeit der Posten an allen Orts-einfahrten war unvermindert. Die Bauern standen in ihren schwarzen Sonntagsröcken auf der Straße und die Frauen, das Umschlagtuch tief ins Gesicht gezogen, trugen große Blumenbuketts, mit denen sie die Friedhöfe in ein Meer von Blumen verwandelten. Überall winkten uns die Bevölkerung und die Posten zu. Der Blick auf unser Nummernschild genügte ihnen, uns passieren zu lassen.

Die Maschinenpistole umgehängt, die grün-weiß-rote Armbinde, das Zeichen der Freiheitskämpfer, um den Mantelärmel, standen sie vor dem Gittertor der Universität in Sopron (Ödenburg): Studenten und Professoren. Der Mann, der uns in das Personalbüro (in dem eine provisorische Informationsstelle eingerichtet war) geleitete, war im Zivilberuf Bibliothekar an der Hochschule für Geodäsie, Bergbau und Forstwissenschaft. Vom ersten Tag des Volksaufstandes an, hatte er, wie alle Professoren und Studenten der Universität, sich zu den Forderungen der Freiheitskämpfer bekannt und gehörte seitdem zum revolutionären Komitee, das in Sopron kampfflos die Gewalt übernommen hatte.

Die Stärke dieses Aufstandes war seine Spontaneität. Jede nur geringste Vorbereitung wäre unweigerlich von der Staatspolizei entdeckt und im Keime erstickt worden.

„Wir hatten keine einzige Waffe“, berichtete ein Student. Erst als sich eine tausend Mann starke Truppe der Grenzpolizei auf die Seite der Aufständischen stellte und die uniformierten Kader der staatlichen Geheimpolizei (AVO) entwaffnete, wurden an die Studenten Maschinenpistolen und Karabiner verteilt. Zwei sowjetische Panzerkompanien, die unmittelbar vor der Stadt lagen, sahen dem tatenlos zu. Sie hatten, wie wir erfuhren, Befehl nur dann zu schießen, wenn sie angegriffen würden. Vielleicht, so vermuteten die Studenten in Sopron, fürchteten sie, in diesem äußersten Zipfel Ungarns, der von drei Seiten von Österreich umgeben ist, in eine Falle zu geraten.

Unser Wagen hält in einem Dorf an der Straße nach Budapest. „Habt ihr Zeitungen?“ heißt die erste Frage der Menschen. Alle wollen uns die Hand schütteln. Ein alter Bauer umarmt mich. Eine Frau bringt Wein. „Er ist noch neu“, entschuldigt sie sich, „den anderen haben sie uns genommen.“

Später sitzen wir im Provisorium der Dorfapotheke. Während die Frau uns Kaffee macht, berichten der Apotheker und die Bauern. Im Dorf war nicht gekämpft worden. Studenten aus Budapest hatten die Kunde von der Volkserhebung gebracht. Die wenigen Kommunisten und die Geheimpolizisten hatten schon vorher das Weite gesucht. Die Dorfbewohner haben den roten Stern von den Fahnen getrennt und warten...! Der Apotheker war während der ersten Kämpfe in Budapest gewesen.

Hier sein Bericht: „Wir waren in Budapest angekommen, um dort einige Tage Urlaub zu verbringen. Am Dienstagabend, als die Demonstrationen begannen, saßen wir im Theater. Es gab



Der Entschluß, der in den Zügen dieses jungen Mannes furchtbar geprägt liegt, ist auch nicht mit Panzern zu brechen. Mit siebzehn Kugeln im Leib wird er leben, solange die Freiheit eine Chance hat — und dann nicht mehr.

Als „Nora“. Sie spielten das Stück schnell und ohne Pausen. Nach der Vorstellung war die Hölle los. Alle Straßen waren voller Menschen. Aus der Ferne hörte man das Bellen der Maschinengewehre. Ein Polizist versuchte sich durch die Menge durchzudrängen. „AVO, nieder mit ihm!“ schrie jemand, und dann haben sie ihn zertreten.

Am nächsten Tag kamen die ersten russischen Panzer. Kopf an Kopf standen die Menschen auf beiden Straßenseiten. Die Panzer fuhren durch und schossen. Die Menschen wichen nicht zurück. Wie kleine Affen sprangen zwölf- und fünfzehnjährige Buben auf die Panzer. Sie krochen unter den Kanonen durch und verschmierten die Sehschlitze, oder gossen Benzin hinein und zündeten es an. Aus den Fenstern wurde auf die Russen geschossen, die aus den Panzern ausstiegen und zu fliehen versuchten. Wenn ein Panzer explodierte, jubelten die Menschen. Ein heiliger Wahn hatte das Volk ergriffen. Es war grauenvoll.“

Allerheiligen. In den Kirchen Budapests wurden unzählige Messen für die Gefallenen gelesen. Vor dem Maria-Theresia-Denkmal legten die Bewohner einen Berg von Kränzen nieder. In Sonntagskleidung stehen sie davor und beten. Als es dunkel wurde, waren die Straßen der Stadt fast ausgestorben, nur die Posten der zivilen Nationalgarde patrouillierten. In allen Fenstern leuchteten Allerheiligenkerzen. In den verwüsteten, dunklen Straßen der Innenstadt bieten diese spärlichen Flämmchen in den leeren Fensterhöhlen ein gespenstisches Bild.

Der trübe, regnerische Freitagmorgen zeigt Budapest in seiner ganzen Trostlosigkeit. Die Nachricht vom Einmarsch sowjetischer Panzer über die rumänische Grenze hat bei der Bevölkerung lähmendes Entsetzen verbreitet. Vor einigen Häusern versuchen die Bewohner die Trümmer wegzuräumen und die Scherben vom Bürgersteig zu kehren. Auf ihren Gesichtern steht die Angst. Vor den Geschäften bilden sich wieder Schlangen. Man will soviel wie möglich einkaufen, denn es ist ungewiß, wie lange die Ruhe noch anhält. Die Gerüchte über die Lage widersprechen sich.

Vor der Kiliankaserne haben sich trotzdem hunderte Neugierige eingefunden, die diesen Schauplatz der schwersten Kämpfe aus der Nähe sehen wollen. Inmitten der Panzerwracks und der Trümmern von zerstörten Lastwagen hat eine alte Frau einen Wohnzimmerstuhl hingestellt und ruft von diesem improvisierten Stand die ersten unabhängigen ungarischen Zeitungen aus.



Die Stalinfigur ist gefallen, zerschlagen. Geblieben ist der Stiefel der Soldateska.

**Dies Götzenbild, an dem Fanfaren sich entzünden,
die Flaggen mit dem purpurroten Ausblick,
den Morgen voller aufgeschreckter Vögel,
eine Bucht an Neuheit
und gestrandete Chimären.**

**Hyänen warten auf mit den vertrauten Grausamkeiten
dann
die Nachtwachen entlang greift die Angst in das Schweigen
ein. Das andere ist Blendwerk: Mond oder Stern
von Hoffnungen ausstaffiert.**

**Die Welt krankt am Schlaf
und alle Taten bleiben im Traum zuhause.
Immer ein Ausweg zur Stelle
und immer wieder die raspelnden Propheten,
die mit dem Aufruhr spielen
die sterben lassen.**

**Ich lebe nicht vom Haß ihrer Hände
und ihre tödliche Einfalt im Sentenzenschritt
sind Worte, die den Kopf ersetzen.
Dein oder mein, was solls?**

Wir leben nicht vom Haß.

H. H.

*Es sind schwarze Tage, in denen das
Recht von seinen Freunden verraten
und die Freiheit von ihren Feinden
gemordet wurde*

„Bitte schreiben Sie nicht meinen Namen“, sagt der junge Mann, einer der Führer der Aufständischen, als wir ihm im Wohnzimmer einer geräumten Wohnung gegenüber sitzen. Die Jalousien sind herabgelassen in den Rahmen hängen noch die Scherben der zerschossenen Scheiben. „Wir werden solange unter Waffen stehen, bis die Russen unser Land verlassen haben. Und wenn es sein muß, werden wir kämpfen!“ Zum Militär haben die Freiheitskämpfer kein volles Vertrauen. Auf jedem Posten werden die Soldaten von Freiheitskämpfern begleitet und für die Einsätze werden gemischte Gruppen zusammengestellt.



Die „konterrevolutionären Banden“ der kommunistischen Propaganda sind ein ganzes Volk, ein Volk mit aus Verzweiflung schießenden Frauen und aus Haß panzerknackenden Kindern. Diese Neunzehnjährige war vom Anfang an dabei.

Am Morgen hatte der Budapestener Sender einen dringenden Hilferuf der ungarischen Jugend um Waffenhilfe an die UNO ausgestrahlt. „Wir haben bisher unsere Pflicht getan“, sagt einer der danebenstehenden Studenten, jetzt müßt auch Ihr im Westen uns helfen. Es ist auch Eure Freiheit, für die wir kämpfen.“ Der bewaffnete Konflikt am Suezkanal hat große Verbitterung ausgelöst. „Der Westen ist uns in den Rücken gefallen“, das ist die Meinung der ungarischen Jugend.

Aus einigen Vororten wird berichtet, daß die sowjetischen Panzer unmittelbar hinter den letzten Häusern Stellung bezogen haben. Auf Feldwegen und Nebenstraßen werden wir von Posten zu Posten von den Ungarn auf die Wiener Straße gelotet. Die Fahrt wird immer mühsamer. Mit zunehmender Dunkelheit verwandelt sich der Regen in Schneetreiben. Die Posten der Nationalgarde sind verstärkt worden. Alle paar Kilometer werden wir angehalten. In dieser Nacht sind wir aufeinander angewiesen. Die Posten allein wissen, ob die nächsten Straßenkilometer nicht schon von sowjetischen Panzern versperrt sind. Wir bringen ihnen die letzten Nachrichten aus der Hauptstadt. „Hier ist die Adresse, bitte schreiben Sie meiner Mutter, daß ich wohlauf bin.“ Immer wieder, wenn wir halten, kommen Menschen und reichen uns schnell einen Brief. Ein letztes Lebenszeichen an die Angehörigen in Österreich, den USA oder Kanada.

Kurz vor Győr (Raab) erfahren wir, daß 60 russische Panzer im Wald aufgefahren sind.

Walter Seeler



Es ist nicht bei dem einzelnen geblieben, der hier noch feierlich zu Grabe getragen wird, eine ganze Generation ist unter den Blicken der hilflosen Welt vrblutet, die Jugend Ungarns. (Aufnahmen W. Seeler)